Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierundzwanzigster Jahrgang

Nr. 2 — Marburg i. H., den 13. Januar — **1910**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh

Inhalt: Erlöse uns von der Schuld! — Justizreform und christliche Ethik. Erste Hälfte (Adickes, v Jhering) — Cesare Lombroso — Was sagt die belgische Thronrede über den Kongo? — Aus Luthers Römerbriefkommentar von 1515/6. Achtes Stück — Literaturbriefe: 26. Ein Buch aus unsrer Vergangenheit für unsre Zukunft (Steffens) – Die altdeutsche Malerei (Heidrich) — Verschiedenes: Kalender für 1910; Deutsche Volksfeste und Volkssitten (Rehm); Die ersten Weimarer Nationalfestspiele (Bartels); Sieben Schwaben; Unterm Firnenlicht; Der Schatzgräber (Fischer); Der Bauernsohn (Penschke); Hans Ulrich (Sommer); Unter dem großen König (Neeff); Rani Mohani (Beyer); Heideschulmeister Uwe Karsten (Rose); Die Ausgrabung von Wichtern (Bernoulli); Einsamkeit (Zahn); Die Abendburg (Wille); Die Söhne des Herrn Budiwoj (Sperl); Gargantua und Pantagruel (Rabelais); Auf Erden (Paquet); — Anzeigen

Erlöse uns von der Schuld!

Was ist Sünde? Was ist Schuld? Mancher denkt bei der Frage an irgend ein Laster. Grobe oder feine Geldgier, grobe oder feine Unzucht. Die größte Schuld wird sein, wenn wir nicht bei Gottes Wort bleiben. An Geldgier und Unzucht kann ein Volk zu Grunde gehen. Aber solange es noch Gottes Wort im Munde hat, kann es von ihnen sich rechtzeitig noch wieder heilen. Erst Gottes Wort lassen heißt gegen seine Krankheit den Arzt und dessen Heilmittel aus der Hand geben.

Wenn ein Schiff scheitert, draußen auf dem Meere oder dicht vor dem Hafen: Was tun die Schiffbrüchigen? Sie suchen Holz zu erhaschen, einen Balken oder eine Planke. Damit können sie sich helfen, solange bis Rettung kommt, ein ausgesetztes Boot oder ein Schiff oder die Küste. Schwimmen könnten sie ja auch ohnedem, auch ohne Balken und Planke. Auch der Mensch kann ja schwimmen. Aber es ist zu wenig. Wir denken an das Wort: „Mit unsrer Kraft ist nichts getan, wir sind gar bald verloren!“ Holz kann besser schwimmen. Holz kann überhaupt nicht untersinken. Allein Holz hat die erste Schwimmkraft. So geht es auch dem Menschen in Zeiten des Schiffbruches, wenn Not und Sünde über ihn hereinbrechen. Auch der Mensch kann ein wenig sich da selbst helfen, aus sich heraus, mit eigener Kraft. Aber nicht lange. Nicht lange genug. Und glücklich, wenn er dann umhersucht nach den schwimmenden Gottesbalken, nach Gottesworten. Die helfen auch ans Ziel, die gehen auch nicht unter, können überhaupt nicht untergehen. Und die tragen den Menschen sicher. Zur Konfirmation erhält jeder seinen Spruch mit ins Leben. Wer sich an den dauernd festhält, der kann nicht untergehen. Zur Hochzeit bekommt jedes Paar einen Spruch auf den Eheweg mit. Eine Ehe, die an ihn sich dauernd hielte, könnte überhaupt nicht schlecht geraten. Im Gottesdienste, in der Predigt, in der Hausandacht treten uns die Worte Gottes entgegen. Sie erhaschen, sie fassen, sie festhalten in Tod und Leben — und wir werden aus jeder Trübsal, aus jeder Sünde uns wieder zurecht finden.

Gott bewahre uns vor der größten Schuld auf Erden, sein Wort vorbeizulassen.

L' H

Justizreform und christliche Ethik

1. Der sittliche Kern der Justizreform 2. Der Kampf ums Recht 3. Der Kampf ums Recht eine Pflicht des Einzelnen gegen sich selbst? 4. Der Kampf ums Recht eine Pflicht des Einzelnen gegen das Gemeinwesen?

1

Seitdem der Frankfurter Oberbürgermeister Adickes im Preußischen Herrenhause am 20. März 1906 durch eine Rede von allgemein anerkannter Bedeutung die öffentliche Aufmerksamkeit auf das dringende Bedürfnis einer tiefgreifenden Reform der Justiz gelenkt hat, ist dies Thema nicht wieder von der Tagesordnung verschwunden.*) Die betroffenen Fachkreise haben die dort vorgetragene Kritik an unsern gerichtlichen Einrichtungen und die Besserungsvorschläge eingehend und lebhaft, ja nicht ohne Leidenschaft besprochen, während sich weitere Schichten, soweit ich zu erkennen vermag, auffallend zurückgehalten haben. Sollte die Bedeutung der angerührten Frage etwa nicht voll verstanden sein? Insonderheit ist mir noch keine Beleuchtung von ethischen und volkspädagogischen Gesichtspunkten vor Augen gekommen. Als ob es sich hier um ein Detail der Jurisprudenz handelte, und nicht vielmehr um eine Angelegenheit, die mit der sittlichen Gesundheit des Volkslebens aufs nächste zusammenhängt, und die ohne ethische Grundsätze gar nicht zu lösen ist.

Es kann ja kaum ein wichtigeres Anliegen geben, als daß die Justiz vom allgemeinen Vertrauen getragen werde. Daß dies aber im heutigen Deutschland nicht mehr unerschüttert ist, ist nicht nur eine Behauptung von Adickes, die Voraussetzung seiner Reformgedanken, es ist von sehr vielen kundigen Beobachtern des Volkslebens schon mit ernster Sorge ausgesprochen, ja es ist zum guten Teil in den Parlamenten und selbst von der Regierung anerkannt worden. Manche werden urteilen, diese Erscheinung verdiene deshalb nicht soviel Beachtung, weil die Angriffe auf die Rechtspflege nur von den Sozialdemokraten kämen, also einer Partei, die allen staatlichen Einrichtungen vorurteilsvoll gegenübersteht. Selbst wenn es so wäre, würde es uns doch sehr bedeutsam erscheinen, daß eine so große Partei von dem Empfinden beseelt ist, bei den Gerichten des Staates kein unparteiisches Recht finden zu können. Aber die Beobachtung selbst ist falsch. Und gerade die Kirche, wenn anders sie durch ihre Arbeit nähere Fühlung mit dem wirklichen Volksleben hat, ist es schuldig, in diesem Punkte Adickes zur Seite zu treten und den Finger in die Wunde zu legen. Es ist kein Zweifel, daß heute auch breite Schichten, die gar nichts mit der Sozialdemokratie gemein haben, von einem schweren Unbehagen gegen die Justiz erfüllt sind. Man spreche nur einmal mit evangelischen Arbeitervereinlern, mit Bauern, mit Kaufleuten und suche ihre Meinung zu ergründen, so wird man eine Menge von Klagen hören über die Umständlichkeit des Verfahrens, über

---

*) Adickes' Schriften zur Sache: 1. Grundlinien durchgreifender Justizreform, 1906; 2. Stellung und Tätigkeit des Richters, 1906; 3. Zur Verständigung über die Justizreform, 1907.

überflüssige Kosten mehr noch an Zeit als an Geld, über die Weltfremdheit der Richter gegenüber dem praktischen Leben und ihre Abhängigkeit von den Vorurteilen ihrer sozialen Schicht, über den Mangel an Rechtseinheit. Weithin besteht der Eindruck, als ob ein Prozeß immer eine Art Hazardspiel sei. Verständige Leute aber setzen sich nicht gerne dem Zufall aus und suchen ihm auszuweichen; wie oft kann man heute hören, daß kaufmännische Verträge für den Fall von Differenzen den Rechtsweg ausschließen und sich dafür lieber mit Schiedsgerichten behelfen.

Wer einen Weg zur Hebung dieses Notstandes weist, hat schon deshalb Anspruch, aufmerksam gehört zu werden. Um so mehr, als die maßgebenden Instanzen bisher ziemlich ratlos dabeistehen und alle Maßregeln, die ergriffen worden sind, sich als so gut wie unwirksam erwiesen haben. Adickes sucht den Weg in dem Vorbild englischer Einrichtungen. Dies aber hat ihm von vornherein Ablehnung eingetragen. Denn die Abneigung gegen England als Lehrmeister ist heute in Deutschland so stark, wie nur denkbar. Aber die hieraus abgeleiteten Vorwürfe sind ganz unbegründet. Adickes will gar nicht, daß Einrichtungen, die auf englischem Boden gewachsen sind, auf deutschen übertragen werden; er hebt mit allem Nachdruck hervor, daß dies unmöglich sei; auch verhehlt er nicht, daß den dortigen Vorzügen schwere Mängel zur Seite stehen, die wir nicht haben. Und wenn ihm vorgeworfen ist, daß er das Bild des englischen Gerichtswesens idealisiert, ja in Einzelheiten seiner Darstellung zweifellos geirrt hat, so trifft das gar nicht den eigentlichen Sinn seiner Ausführung. Er hat von Anfang an auf solche Richtigstellungen gerechnet, ja mit bescheidener Unbefangenheit bekannt, daß er selbst die Unzulänglichkeit seiner Orientierung über die englischen Verhältnisse wisse. Aber deshalb bleibt doch unbestritten, was er eigentlich mit der Heranziehung dieses Vergleichs wollte, daß nämlich die englische Organisation vorzüglich geeignet ist, *die Fragen zu stellen, auf die es eigentlich ankommt.*

Ich versuche ganz frei und laienhaft zu sagen, was bei diesem Vergleich herausspringt. Der entscheidende Punkt ist so augenfällig, daß man ihn gar nicht übersehen kann. Es ist der gewaltige Unterschied in der Zahl der Richter dort und hier und — das ist das Tieferliegende — in der Zahl der Prozesse. Während die Zahl der ergangenen Strafurteile in erster Instanz in Deutschland von ihrer Zahl in England und in Schottland (umgerechnet auf die gleiche Bevölkerungsziffer) nicht sehr verschieden ist, beträgt die Zahl der Berufungen und Revisionen in Deutschland 74 654, in England (immer unter derselben Umrechnung) 549 und in Schottland 546! Während in Zivilsachen die Zahl der *Klagen* (nach Abzug der Mahnsachen) in Deutschland und in England etwa gleich ist, ist die Zahl der erst-instanzlich ergangenen *Urteile* außerordentlich verschieden. Von der gleichen Zahl Klagen kamen nämlich in England nur rund 40 000 zur richterlichen Aburteilung, in Deutschland 316 022! Und während in Deutschland die Berufungs- und Revisionsinstanz 69 000 Endurteile fällen muß, ist diese in England nur 1751mal dazu in die Lage gekommen. Eine ganz ungeheure Mehrzahl der Zivilklagen wird also in England erledigt, ehe es zur eigentlichen Verhandlung vor dem Richter und zu seinem Spruch kommt, und nur in verschwindend wenigen Fällen hat das Recht suchende Publikum in England Neigung, den Spruch der untersten Instanz bei einer obern anzufechten. Dasselbe Verhältnis lehren die schottischen Ziffern. Daraus ergibt sich mit schlagender Deutlichkeit, weshalb wir in Deutschland eine so außerordentlich große und von Jahr zu Jahr rapid steigende Zahl von Richtern brauchen: der Engländer gibt sich in der Regel in Straf- und Zivilsachen mit dem Spruch *einer* Instanz zufrieden, und er sucht außerdem anhängig gewordene Sachen möglichst vor dem Urteil ohne Inanspruchnahme des Richters zu erledigen, — gewiß „eine ebenso bemerkenswerte wie erfreuliche Erscheinung." D. h. es wird in Deutschland viel hartnäckiger prozessiert, als in England und Schottland; übrigens auch in Frankreich, wie Adickes in Ergänzung seiner ersten Ausführungen später bewiesen hat.

Adickes schildert eingehend die bedenklichen Folgen dieser Erscheinung. Wo eine so große und gegliederte Masse von Richtern erforderlich ist, kann ihre Qualität, ihre Unabhängigkeit, ihre soziale und wirtschaftliche Stellung nicht die gleiche sein, wie wo wenige auserlesene Kräfte genügen. Deutschland hat über 9000 Richter, davon etwa 1600 in gehobnen Stellen, England würde bei gleich großer Bevölkerung nur etwa 500 bedürfen, Schottland äußerstenfalls 1183. Aber weiter, man vergegenwärtige sich den Inhalt der allermeisten Prozesse: ist es wirklich gesund, dafür so viel Geld, Zeit, Arbeitskraft aufzuwenden, wie die deutsche Rechtspflege erfordert? Und welch eine Verlangsamung der Prozesse wird dadurch heraufgeführt! Der Sieger in der ersten Instanz wird lange, lange von der Benützung seines Rechtes ferngehalten, wenn es dem Unterlegenen gefällt, den Prozeß weiter zu treiben, auch wenn die Berufung noch so unbegründet, ja geradezu frivol ist. Mir hat folgende Ausführung ganz besondern Eindruck gemacht:

> Ich glaube, — wenn man nur die Sache nicht von rein individualistischen, sondern vor allem von sozialen Gesichtspunkten aus ansieht, — daß die Einschränkung der Berufung gerade im Interesse der kleinen Leute liegt. Sie haben keine Zeit zur Prozeßführung, sind auf die Ausnutzung ihrer Arbeitskraft angewiesen, verlassen oft schnell den Ort wieder, wo eine Streitigkeit entstanden ist, und fordern daher vor allem schleunigste Erledigung ihrer Angelegenheit. Die Zulassung der Berufung kommt nicht nur ihnen, sondern auch dem Gegner zugute, und dessen Berufung könnte eine glücklich erkämpfte Entscheidung wieder in Frage stellen und das Ende auf lange hinausschieben. Ist das erste Urteil ungünstig ausgefallen, so ist das ein Unglück, das man ertragen muß, und ein andrer Ausfall in der zweiten Instanz ist unsicher. Der Einzelne mag vielleicht einmal im einzelnen Fall bei zugelassener Berufung gewinnen; die arbeitende Klasse im ganzen gewinnt nicht durch Zulassung der Berufung. Und der Kampf ums Recht mit seiner Bindung von Zeit und Arbeitskraft ist im allgemeinen überhaupt nicht die Sache der Leute, denen freie Verwertung ihrer Arbeitskraft Alles ist.

In diesen Sätzen spricht sich mehr praktisches soziales Verständnis aus, als in dem Theorem, die soziale Gerechtigkeit fordere möglichst weitgehende und unbeschränkte Rechtsmittel.

Es sind Bedenken des Staatsmannes, des Wirtschaftspolitikers, des kaufmännisch geschulten modernen Verwaltungsbeamten, die Adickes eindrucksvoll ausspricht. Sie laufen darauf hinaus, daß der ungeheure Apparat von Gerichten und Richtern nicht im richtigen Verhältnis steht zu den positiven Interessen, die dadurch geschützt werden sollen. Aber alle diese einzelnen Bedenken empfangen, wie mir scheint, genügendes Gewicht erst durch eine von Adickes zwar gewiß auch empfundene, in den oben zitierten Worten sogar gestreifte, aber nicht eigentlich stark betonte ethische Begründung. Auf dem letzten Evangelisch-sozialen Kongreß hat ein Nationalökonom den schönen Satz gesprochen, daß in allen Geisteswissenschaften der Ethik die letzte Entscheidung zufalle. Das bewährt sich auch in unsrer Frage. Es handelt sich kurz gesagt um *das ethische Urteil über die Hartnäckigkeit im Prozessieren*, die, wie Adickes gezeigt hat, die Wurzel aller geschilderter Uebel ist. Ist es ein Ruhmestitel des deutschen Volkes, daß in ihm um das Recht heftiger und zäher gestritten wird, als in irgend einem andern, so wird ein solches ideales Motiv stark genug sein, allen praktischen Bedenken gegenüber die bestehenden Institutionen zu erhalten. Es wird dann als ein sittlicher Vorzug anerkannt werden müssen, daß der Deutsche nicht geneigt ist, sich in Rechtsstreitigkeiten ohne Inanspruchnahme des Richters zu vergleichen, und sich bestrebt, das Recht bei immer höheren Instanzen durchzusetzen. Ja, dann wird dies Motiv vielleicht stark genug sein, zu den heute gewährten zwei Berufungsinstanzen hinzu noch eine dritte und vierte zu schaffen — trotz aller Kosten an Zeit, Geld und Arbeitskraft, wie es ja ein Abgeordneter, Lenzmann, in der Tat bereits als erwünscht bezeichnet hat. Aber ob ein solches ideales Motiv der vorhandenen deutschen Prozeßwut zugrundeliegt, *das ist eben die Frage.*

Alle die einzelnen Vorschläge, die Adickes entwickelt hat, um dem erkannten Notstand abzuhelfen — Stärkung der Autorität der ersten Instanz, Einsetzung des Einzelrichters auch als Berufungsrichter (es scheint ein Vorurteil, daß notwendigerweise ein Kollegium von 3 oder 5 das Recht besser zu finden im stande sein soll, als ein Einzelner, wenn dieser nur tüchtig ist), Beschränkung der Berufung, Zurückführung der Revision auf

ihre ursprüngliche Bedeutung: die Wahrung der Rechtseinheit, Abschaffung alles überflüssigen Schreibwerkes, wie der schriftlichen Urteilsbegründung usw. — unterstehen der Kompetenz der Fachleute. Wir haben kein Urteil darüber. Aber die eben formulierte Frage ist eine solche der christlichen Ethik. Adickes' Verdienst ist es, sie aus dem Knäuel der Einzelheiten herausgefunden zu haben, und er kann geradezu verlangen, daß die christlichen Ethiker sie nicht liegen lassen.

2

Als Student im zweiten Semester las ich Rudolf von Iherings „Kampf ums Recht". Die kleine Schrift machte mir großen Eindruck. Ueberlege ich mirs heute, so hat sie auf mein Denken über das Wesen des Rechts und sein Verhältnis zur christlichen Sittlichkeit vielleicht stärker eingewirkt, als manche theologische „Ethik". Als ich sie in den letzten Wochen, veranlaßt durch die von Adickes angerührte Frage, wieder einmal las, war ich überrascht, welche eine Fülle von Widerspruch diese Schrift, der ich einst unterlegen war, jetzt in mir auslöste. Ich würde das nicht erwähnen, wenn ich nicht glaubte, daß sich in diesem unterschiedlichen Empfinden ein Wandel der allgemeinen ethischen Stimmung spiegelte; wir sind dank Ibsen, Tolstoi und der „ethischen Kultur", dank der Augenschärfung durch die soziale Frage und nicht zuletzt dank der Aufdeckung des ursprünglichen Christentums durch die moderne Theologie kritischer geworden, wie gegen den Wert der Kulturgüter für die menschliche Seele überhaupt, so gegen Sitte, Staat, Recht an sich; wir sind mißtrauischer gegen manche sittliche Forderungen geworden, ob sich darunter nicht etwa Vorurteile verstecken.

Ich gebe im Folgenden Iherings Gedanken wieder, soweit sie mit unserm Thema zusammenhängen. Die Romantiker, die die Väter der historischen Rechtsschule gewesen sind, haben das Recht als eine unbewußte Aeußerung des Volksgeistes gefaßt, die sich ohne menschliche Gesetzmacherei gleich der Sprache und der Kunst entwickle. Dagegen betont Ihering sicher mit gutem Grunde, daß das Recht Erzeugnis eines bewußten Handelns ist, daß es im Kampfe wird, sich nicht schmerzlos, mühelos, tatenlos bildet gleich der Pflanze des Feldes, sondern daß die Völker darum ringen, streiten, bluten müssen. Und gerade darum lieben die Völker ihr Recht, weil es sie einen Einsatz an Mühe und Anstrengung gekostet hat; das Opfer ist es, welches das festeste der Bande zwischen dem Volke und seinem Rechte schmiedet. Wie dies von der im Staat geltenden gesetzlichen Ordnung zu beweisen ist, so auch von den konkreten Berechtigungen der Person, dem subjektiven Rechte. Alle solche Rechte sind im Kampfe errungen, nur im Kampfe zu behaupten. Die Völker behaupten verletztes Recht in Form des Krieges oder der Revolution, die Einzelnen durch Faust und Fehde oder Notwehr oder endlich in der geregelten Form des Zivilprozesses. Worum handelt es sich in diesem Kampfe? Wirklich um Güter, die den höchsten Einsatz lohnen? Die relative Geringfügigkeit der Interessen, um die sich der loyale Kampf des Privatrechts dreht, regelmäßig die Frage um Mein und Dein, erweckt den Schein, als ob hierbei wenigstens lediglich das leidige Uebel der Prozeßsucht, der Rechthaberei, die reine Lust am Streit, der Drang, am Gegner sein Mütchen zu kühlen, sich betätigten, selbst auf die Gewißheit hin, dies eben so teuer, vielleicht noch teurer bezahlen zu müssen, als er. Welche Torheit also! Wie kann Jemand, der sich aufs Rechnen versteht, sich darauf einlassen? In Wahrheit aber handelt es sich gar nicht um das geringfügige Streitobjekt, sondern um die Behauptung der Person selber und ihres Rechtsgefühls:

> Nicht das nüchterne Geldinteresse ist es, das den Verletzten antreibt, den Prozeß zu erheben, sondern der moralische Schmerz über das erlittene Unrecht; nicht darum ist es ihm zu tun, bloß das Objekt wieder zu erlangen, sondern darum, sein gutes Recht zur Geltung zu bringen. Eine innere Stimme sagt ihm, daß er nicht zurücktreten darf, daß es sich für ihn nicht um das wertlose Objekt, sondern um seine Persönlichkeit, seine Ehre, sein Rechtsgefühl, seine Selbstachtung handelt, — kurz der Prozeß gestaltet sich für ihn aus einer bloßen Interessenfrage zu einer Charakterfrage: Behauptung oder Preisgebung der Persönlichkeit.

Es ist nicht Sache des individuellen Geschmacks und Temperaments, ob jemand sein Recht geltend machen oder unsicher lassen will, sondern:

> der Widerstand gegen eine Verletzung des Rechtes, welche in der Art ihrer Vornahme den Charakter einer Mißachtung desselben, einer persönlichen Kränkung an sich trägt, ist Pflicht, Pflicht der Berechtigten gegen sich selber — denn er ist ein Gebot der moralischen Selbsterhaltung; Pflicht gegen das Gemeinwesen, denn er ist nötig, damit das Recht sich verwirkliche.

Die Pflicht gegen sich selbst beweist Ihering folgendermaßen. Der menschliche Selbsterhaltungstrieb umfaßt nicht nur die physische, sondern auch die moralische Existenz. Eine ihrer Bedingungen aber ist das Recht. Rechte haben unterscheidet den Menschen vom Sklaven und vom Tier. „Lieber ein Hund sein, wenn ich mit Füßen getreten werden soll, als ein Mensch" läßt Kleist den Michael Kohlhaas sagen. Will sich der Mensch nicht selbst zum Tier erniedrigen, so muß er den Angriff auf seine Lebensbedingungen zurückweisen. Freilich nicht jedes Unrecht ist ein solcher Angriff. Dreht sich ein Streit zwischen Zweien bloß um das Eigentum an einer Sache, so ist damit nicht die Idee meines Eigentumsrechtes negiert, wie dies von dem Dieb oder Räuber geschieht. Die Duldung dieser Willkür ist Zulassung der Rechtslosigkeit, während der Vergleich über jene strittige Frage sittlich berechtigt ist. Freilich kommt es nur selten dazu, weil Jeder bei seinem Gegner böse Absicht vorauszusetzen pflegt. Dann aber nimmt der Fall psychologisch sofort dieselbe Gestalt an, wie die Abwehr des Diebes, und die hartnäckigste Verfolgung des Prozesses ist solange sittliche Pflicht, als jener Glaube besteht.

Diese Pflicht stammt aus dem moralischen Schmerz, den absichtliches Unrecht verursacht. Darin reagiert das Rechtsgefühl, das Gefühl des Wertes der physischen und ethischen Lebensbedingungen des Einzelnen. Weil es sich darum handelt, reagiert dies Gefühl verschieden je nach der Verschiedenheit der Lebensbedingungen. Der Offizier empfindet nichts so schmerzhaft als Antastung seines persönlichen Mutes, der Bauer die des Eigentums, der Kaufmann die des Kredits. Wie bei den Individuen, ist es bei den Staatspersönlichkeiten auf dem Gebiete des Strafrechts: der Theokratie ist Gotteslästerung ein todeswürdiges Verbrechen, Grenzverrückung ein einfaches Vergehen. Das altrömische Recht eines Agrarstaates sieht die Sache umgekehrt an. Der Militärstaat rückt Insubordination, der absolute Staat das Majestätsverbrechen, die Republik das Streben nach königlicher Gewalt an die erste Stelle. Immer äußert sich in der Verfolgung des Rechtes der Kampf um die eigentümlichen Lebensbedingungen.

Solchem Kampfe um das Recht der Bequemlichkeit zu Liebe aus dem Wege zu gehen, ist eine Politik der Feigheit:

> Auch der Feige, der aus der Schlacht flieht, rettet, was Andre opfern, sein Leben, aber er rettet es um den Preis der Ehre. Nur der Umstand, daß die Andern standhalten, schützt ihn und das Gemeinwesen gegen die Folgen, die seine Handlungsweise sonst unabwendbar nach sich ziehen müßte; dächten Alle wie er, so wären sie Alle verloren.

Unschädlich kann der Verzicht auf das Recht nur erscheinen, solange eine starke Staatsgewalt es schützt, auch wo der Einzelne es preisgibt, und solange nicht Alle so feige sind, wie er. Diese Moral der Bequemlichkeit würde die Diebe und Räuber zu Herren der Situation machen.

Es ist dabei gleichgültig, welche Sache den Gegenstand des Rechtes bildet: es ist ein Stück Arbeitsvergangenheit, das ich in ihr besitze und vertrete. Sie ist die meinige: damit habe ich ihr den Stempel meiner Persönlichkeit aufgedrückt, das ist im Unterschiede vom substantiellen ihr idealer Wert. Ihm entstammt die Hingebung und Energie in der Behauptung des Rechtes; er erhebt den Menschen auf eine Höhe, wo er alles Klügeln und Berechnen und den Maßstab des Nutzens vergißt, um rein und ganz für eine Idee einzutreten. In der Feinheit und Verletzlichkeit des Rechtsgefühls und in der Tatkraft, die es zur Abwehr der widerfahrenen Kränkung in Bewegung setzt, erprobt sich der Charakter eines Volkes und eines Menschen. Die höchste Form dieser wahren Charakterbildung läßt sich am englischen Volke studieren:

> Mit welcher Energie sich sein Rechtsgefühl selbst in bloßen Eigentumsfragen bewährt, davon haben wir auf dem Kontinent oft

genug Gelegenheit uns zu überzeugen an der typisch gewordenen Figur des reisenden Engländers, der dem Versuche einer Prellerei von Seiten der Gastwirte und Lohnkutscher mit einer Mannhaftigkeit entgegentritt, als gelte es, das Recht Altenglands zu verteidigen, der zur Not seine Abreise verschiebt, Tagelang am Orte bleibt und den zehnfachen Betrag von dem ausgibt, was er zu zahlen sich weigert. Das Volk lacht darüber und versteht ihn nicht, — es wäre besser, wenn es ihn verstände. Denn in den wenigen Gulden, die der Mann hier verteidigt, steckt in der Tat Altengland. In dem Gulden, den der Engländer verweigert, liegt mehr, als man glaubt, es liegen darin Jahrhunderte politischer Entwicklung und sozialen Lebens.

So also präsentiert sich bei Ihering „England als Lehrmeister."

Dies ist der Gedankengang, womit Ihering die Behauptung des Rechtes als Pflicht des Einzelnen gegen sich selbst zu begründen sucht. Aber auch als Pflicht des Einzelnen gegen das Gemeinwesen will er sie angesehen wissen. Er geht von der Beobachtung aus, daß jeder Satz des herrschenden — objektiven — Rechtes seinen Zweck verfehlt, wenn er nicht zur Verwirklichung gelangt. Geschieht dies sogar dauernd, so stirbt er ab. Die Verwirklichung des Rechtes ist nur zum Teil — auf dem Gebiet des Straf- und öffentlichen Rechtes — Pflicht der staatlichen Behörden, dagegen auf dem des Privatrechtes der Selbsttätigkeit der Privatpersonen anvertraut. Unterlassen sie, ein Recht geltend zu machen, so wirken sie an seiner Lahmlegung und Aufhebung mit. Sie versagen der Rechtsordnung einen Dienst. Der vorhin schon herangezogene Vergleich mit der Flucht des Einzelnen aus der Schlacht macht das deutlich:

Auch auf dem Gebiete des Privatrechts gibt es einen Kampf des Rechtes gegen das Unrecht, . . . auch hier begeht Jeder, der flieht, einen Verrat an der gemeinsamen Sache, denn er stärkt die Macht des Gegners, indem er dessen Dreistigkeit und Keckheit erhöht. . . . Im Privatrecht ist Jeder an seiner Stelle berufen, das Gesetz zu verteidigen, Wächter und Vollstrecker des Gesetzes innerhalb seiner Sphäre zu sein. . . . Wer sein Recht behauptet, verteidigt innerhalb des engen Raumes desselben das Recht. Das Interesse und die Folgen dieser seiner Handlungsweise gehen daher über seine Person weit hinaus!

Er erschüttert die unentbehrliche feste Ordnung des bürgerlichen Lebens. Nach ihrer praktischen Bedeutung geht die Regel „Dulde kein Unrecht" der andern „Tue kein Unrecht" voran.

Wenn das Gemeinwesen den Einzelnen aufrufen darf zum Kampfe gegen den äußern Feind, indem er Leib und Leben dran zu setzen hat, gilt dies nicht auch im Innern, sollen nicht auch hier alle Gutgesinnten und Mutigen zusammenhalten? Und wenn in jenem Kampfe die feige Flucht als Verrat an der gemeinsamen Sache gilt, können wir hier diesen Vorwurf ersparen? . . . Jeder hat den Beruf und die Verpflichtung, der Hydra der Willkür den Kopf zu zertreten, wo sie sich hervorwagt; Jeder ist ein geborener Kämpfer ums Recht im Interesse der Gesellschaft.

Solche Betrachtung adelt die Geltendmachung des Rechtes des Einzelnen. Er wird dadurch Mitarbeiter an einer großen nationalen Aufgabe, auch dann, wenn er selbst sein Tun nicht unter diesem höchsten Gesichtspunkte begreift.

Welch hohe Bedeutung gewinnt damit der Kampf des Subjekts um sein Recht! Wie tief unter der Höhe dieses idealen, weil allgemeinen Interesses am Rechte liegt die Sphäre des rein Individuellen, die Region der persönlichen Interessen, Zwecke, Leidenschaften, in denen der Unkundige die alleinigen Triebfedern des Rechtsstreites erblickt!

Soweit folgen wir Iherings berühmter Ausführung.

Erich Foerster

Cesare Lombroso

Am 19. Oktober vorigen Jahres starb in Turin, wo er Professor der Psychiatrie war, Cesare Lombroso im Alter von 77 Jahren. Sein Name dürfte allen unsern Lesern bekannt sein; er war neben Mantegazza wohl der populärste Gelehrte Italiens, und einige seiner Werke haben durch Uebersetzung in zahlreiche Sprachen Weltberühmtheit erlangt. Da die gesamte Presse anläßlich seines Todes biographische Nachrufe für den großen Gelehrten gebracht hat, so wollen wir hier nur kurz erwähnen, daß Lombroso ursprünglich und schon in einem ganz ungewöhnlich frühen Alter (mit vierzehn Jahren schrieb er eine Aufsehen erregende Kritik über Marzolos Naturgeschichte der Sprachen!) sich mit Sprachwissenschaft beschäftigte, um erst später sich der Medizin und speziell der Psychiatrie zu widmen. Sein Leben war lange eine Zeit entsagungsvollen Arbeitens ohne jeden materiellen Gewinn. Politisch Sozialist, in seiner Weltanschauung Anhänger des Freidenkertums verleugnete Lombroso in seinen Arbeiten nie seine Ueberzeugungen, für die er stets mit heiligem Eifer und getrieben von einem selbstlosen Idealismus eintrat. Rücksichtslos in seinem Kampf gegen wissenschaftliche und sonstige Gegner, voll übersprudelnden Temperaments in seinen Werken schuf er sich, trotz seines einfachen und gewinnenden Wesens im persönlichen Verkehr, viele Feinde. Seine Arbeiten stehen mit ihrer subjektiven, teilweise unmethodischen Formulierung in einem gewissen Kontrast zu der nüchternen Darstellungsweise, wie sie auch bei uns als unbedingtes Erfordernis bei der Veröffentlichung wissenschaftlicher Forschungen zu gelten pflegt. Der reiche Gedankeninhalt, die Fülle neuartiger Anregungen, die teilweise geradezu Umwälzungen in unserm Geistesleben herbeiführen mußten, gibt jedoch Lombrosos Werken die Bedeutung genialer, für alle Zeiten unvergeßlicher Schöpfungen. In ihm vereinigte sich die Leidenschaft und die Zähigkeit des Norditalieners mit dem durchdringenden spekulativen Verstand der Juden, deren Rasse er angehörte. Er arbeitete sehr selten induktiv; meist warf er die Gedanken, die seinem schöpferischen Geiste entsprangen, in ihren oft grundstürzenden Konsequenzen kühn in das wissenschaftliche Leben hinein, um dann allerdings mit vielem Fleiß und mit einer bei seiner riesigen Belesenheit und universellen Bildung erschöpfenden Gründlichkeit deduktiv die Beweise Stück für Stück zusammenzutragen.

Lombrosos Name ist, schon ehe er der Geschichte angehörte, je nach „der Parteien Gunst und Haß" in sehr verschiedener Weise gewertet worden. In unserer wissenschaftlichen Welt hat er auch von solcher Seite, der man persönliche Voreingenommenheit nicht vorwerfen kann, viel Widerspruch und zuweilen lebhaft ablehnende Kritik erfahren. Soweit er mit seinen Arbeiten philosophisches Gebiet betrat, zeigte sich bei ihm manche Schwäche in der logischen Konstruktion und Schlußfolgerung. Die durch sein Temperament notwendig bei allen seinem Schaffen mitwirkenden Affekte haben die Exaktheit seiner Methode und die Beweiskraft seiner Forschungsresultate oft wesentlich beeinträchtigt. Die Parallele mit unserem Landsmann Haeckel liegt sehr nahe und ließe sich sicher bis in manches Detail durchführen. So wenig aber Haeckels Bedeutung als Bahnbrecher für die naturwissenschaftliche Forschung durch einige Entgleisungen seines Temperaments erschüttert werden kann, so wenig darf es uns das wahre Bild des genialen Denkers Lombroso trüben, wenn gewisse Parteien und Richtungen versuchen, ihn als den wütenden Feind alles Hergebrachten, als gefährlichen Atheisten usw. zu verdächtigen. Daß der so viel Angefeindete ein Mensch von edelster, uneigennützigster Gesinnung war und sich aufopferte für das, was er als wahr und gut erkannt hatte, das wird von Jedem bestätigt, der ihn mit seinen großen menschlichen Eigenschaften näher kennen gelernt hat. Auch in seinen Werken und in seinem Lebensgang finden sich dafür Beweise. Als Lombroso 1864 seine grundlegenden Forschungen über die Pellagra veröffentlichte und den Nachweis lieferte, daß diese verheerende Krankheit von verdorbenem Mais herrühre, wurden seine Forderungen einer entsprechenden wirtschaftlichen Reform von den durch Klasseninteressen geleiteten Großgrundbesitzern in erbitterter Weise bekämpft und er selbst sah sich seitens dieser mächtigen Partei allen möglichen persönlichen Verfolgungen ausgesetzt. Er war damals im wahren Sinne ein Märtyrer der Wahrheit und seiner Ueberzeugungen.

Die gleichen Erfahrungen mußte er machen, als er sich dann der Reform des Irrenwesens und des Strafvollzugs zuwandte. Wiederum war es der „Sozialist" und „Atheist", der unter dem heftigsten Widerstand der herrschenden Klasse und des christlichen Klerus durch die Gewalt seiner Ideen, durch den heiligen Eifer seiner warmen Menschenliebe dem Fortschritt zum Siege über die dunklen Mächte des Aberglaubens und Vorurteils verhalf. Die Abschaffung der Folter, eine humanere Behandlung der Geisteskranken und manchen andern segensreichen Erfolg der durch Lombroso heraufgeführten ethischen

Kulturbewegung hat das christliche Italien allein dem unermüdlichen Drängen dieses menschenfreundlichen „Freidenkers" zu verdanken. Das gibt auch uns mancherlei zu denken.

Nach Darwin hat wohl Niemand mehr durch seine Geistesarbeit so die Gemüter in Aufruhr gebracht, wie Lombroso es mit seiner bis dahin ganz unerhörten Auffassung des Verbrechens als einer sozialen Krankheits-Erscheinung getan hat. Bis jetzt hat keine Regierung, kein Staatswesen die Resultate der Forschung Lombrosos offiziell anerkannt; die Wissenschaft hat sie zum großen Teil in ihren Einzelheiten mit Erfolg widerlegt (wenn auch über Vieles noch längst nicht das letzte Wort gesprochen ist!) — und doch haben die grundlegenden Ideen des großen Denkers einen Siegeszug durch das geistige Leben der ganzen Welt gehalten, und nur durch die Gewalt ihrer ideellen Wahrheit haben sie eminente auch praktische Wirkungen hervorgebracht. Wir sind es Lombroso schuldig, ihm nie zu vergessen, daß er den Anstoß zu allen den Bestrebungen gegeben hat, die jetzt auf dem Gebiet der Jugendgerichte, der Minderwertigenbehandlung, der Fürsorgeerziehung, der bedingten Verurteilung usw. sich der allgemeinen Teilnahme erfreuen. Ist er doch der Begründer der ganzen Kriminalanthropologie, der Reformator des größten Teiles der gerichtlichen Medizin gewesen! Auf letzterem Gebiet liegt seine Hauptbedeutung. Hier hat er die eine große Frage, das Grübelproblem, an dem die Philosophie aller Zeiten sich abgemüht hat, die Frage nach der Wirklichkeit eines „freien Willens" entschieden im verneinenden Sinne beantwortet. Seine mechanistische Auffassung des Seelenlebens, für die er mit der ganzen Kraft seiner Ueberzeugung eintrat, sein daraus resultierender wissenschaftlicher Determinismus wurde um seiner Konsequenzen willen von indeterministischer Seite naturgemäß heftig bekämpft. Dennoch hat die von ihm begründete „positive Kriminalistenschule" in Italien bereits auf die dortige Strafgesetzgebung einen wesentlichen Einfluß erlangt. Lombrosos Forderung, den als geisteskrank zu erachtenden Verbrecher nicht zu bestrafen, sondern ihn unschädlich zu machen, das Verbrechen aber zu bekämpfen und ihm auf Grund kriminalpsychologischer und soziologischer Untersuchungen vorzubeugen, hat bei uns zwar noch nicht eine so nachhaltige Wirkung gewonnen wie in Italien, wohl aber eine große Schar überzeugter Anhänger gefunden, unter denen von Liszt der bekannteste ist. — Daß auch eine absolute Trennung von Kirche und Staat mit zu den praktischen Postulaten Lombrosos gehörte, ist natürlich. Der Weg, den er eingeschlagen hat, muß notwendig dazu führen, daß die metaphysische Begründung der öffentlichen Einrichtungen einer exaktpsychologischen und sozialwissenschaftlichen weichen muß. Die Erkenntnis der Konflikte, die aus der augenblicklichen Gestaltung der Dinge immer zahlreicher und einschneidender sich ergeben, werden die Entwicklung auf jenem Wege weiterdrängen, wenn sie auch erst in einer fernen Zukunft vollendet sein wird.

Die Aufzählung der einzelnen Werke Lombrosos können wir unsern Lesern hier ersparen. Jedes Konversationslexikon gibt darüber Auskunft, und auch die Presse hat gelegentlich seines Todes in ihren Nachrufen seiner meisten Werke gedacht. Am bekanntesten ist von seinen kriminalistischen Arbeiten das große Buch über den Verbrecher. Der Typus des geborenen Verbrechers, wie ihn Lombroso in zu weitgehender Schematisierung aufstellte, hat hinsichtlich seiner Bedeutung wesentliche Einschränkungen erfahren zu Gunsten einer größeren Würdigung der Einflüsse des Milieus, der Erziehung und Lebensführung. Dennoch haben Lombrosos Studien eine völlige Umwälzung in der sachverständigen Beurteilung des Verbrechens und des Verbrechers vor Gericht herbeigeführt, wiewohl die wesentlichsten Konsequenzen nicht einmal gezogen werden können, da die metaphysisch-transzendentale Begründung unseres Strafrechts dies nicht erlaubt.

Das Werk, das den unermüdlichen Arbeiter wohl am meisten populär gemacht und wohl auch seinen größten Teil zu dem gewissermaßen „schlechten Ruf" beitrug, den er in manchen Kreisen genießt, ist sein Buch Genie und Irrsinn. Gestützt auf eine Reihe sehr bedeutungsvoller Beobachtungen, die in ihren wissenschaftlichen Folgen noch längst nicht erledigt sind, aber zu weitgehend in seinen teilweise recht phantastischen Schlüssen, stellt Lombroso in diesem Buch die Hypothese auf, daß das Geniale nur eine besondere Form geistiger Erkrankung sei, und sucht das auf biologischem Wege zu beweisen, trägt auch eine Fülle geschichtlichen Materials herbei. Wenn es Lombroso auch fern lag, das Geniale zerstören zu wollen (lag ihm doch nur daran, dem Geheimnis seiner Entstehung näher zu kommen), so wurden seine Untersuchungen begreiflicher Weise doch vielfach als herabwürdigend, pietätlos und gefährlich betrachtet. Trotzdem hat er mit seiner „Pathographie" des Genialen wiederum eine Menge fruchtbarer Anregungen gegeben. Die Psychologie des Genialen, die er zuerst betrieb, ist nach ihm besonders von Möbius fortgesetzt worden und hat zu manchen wichtigen Ergebnissen für unsere Kenntnis vom Wesen und von den Gesetzen des geistigen Geschehens geführt.

Daß Lombroso in seinen letzten Jahren sich vielfach mit „okkulten Phänomenen" beschäftigte und speziell dem Spiritismus mit weniger Kritik entgegengekommen ist, als man bei dem großen Gelehrten hätte wünschen und erwarten können, ist auch hie und da gegen ihn ausgenutzt worden. Daß hier eine Erscheinung vorlag, die im wesentlichen seinem hohen Alter und dem dadurch bedingten Nachlassen seiner Denkfähigkeit zuzuschreiben ist, darüber sind sich die Freunde und Schüler des Verstorbenen wohl einig. Das Große, was er geleistet hat, bleibt darum unverändert bestehen. Wir Alle, welcher „Richtung" wir auch angehören, ein großer Teil unseres Geisteslebens und unserer öffentlichen Einrichtungen, besonders die mit der Rechtspflege verknüpften, sind (manchmal vielleicht unbewußt) von dem Denken dieses genialen Mannes beeinflußt worden, direkt oder indirekt. Das, was er für den wahren Fortschritt der menschlichen Kultur und Sitte Großes geleistet hat, muß uns neben der Lauterkeit seines Charakters und seines selbstlosen Idealismus, auch wenn wir seiner Weltanschauung in ihren Konsequenzen nicht folgen können, um so mehr Bewunderung abnötigen, als der Erfolg seines Wirkens nicht von materieller äußerer Macht, sondern allein von der Gewalt seines Geistes getragen wurde. Friedrich Mörchen

Was sagt die belgische Thronrede über den Kongo?

(Vgl. 1909 Nr. 53: Die heutige Lage im Kongobecken)

Seit wir für die Sylvesternummer dieser Zeitschrift unsre traurigen Gedanken über das Loos Afrikas niederschrieben, folgte Schlag auf Schlag der Tod Leopolds II. und die Thronbesteigung des, eben aus dem Kongo zurückgekehrten Neffen des Kongosouveräns: Albert I.

Ueber die Aeußerungen dieses Fürsten unmittelbar nach seiner Rückkehr berichtet Herr G. Lorand (Genfer Journal 24. August 1909), sie hätten sich zwar auf die Notwendigkeit einer neuen Kongo-Anleihe und vermehrten Interesses der Belgier für diese Kolonie, auch auf die Bekämpfung der Schlafkrankheit bezogen, aber sonst mit keinem Wort das Loos der Eingebornen berührt.

Um so mehr war man gespannt, was der neue König in seiner Thronrede über diese brennendste aller belgischen Fragen sagen werde.

Die Wege zu einer Politik der Humanität und des Fortschritts seien im Kongo geebnet; jedem Volk, das von der Gerechtigkeit durchdrungen sei, bedeute die kolonisatorische Mission eine Mission hoher Zivilisation. Ein kleines Land, das sie fördere, zeige sich groß. Belgien habe stets seine Versprechungen gehalten, und wenn es die Verpflichtung übernehme, im Kongo ein Programm durchzuführen, so habe Niemand das Recht, an seinem Wort zu zweifeln.

So lautete nach den Berichterstattern die bezügliche Stelle der Rede.

Es sind sehr allgemeine Sätze, und das einzige Greifbare darin ist die Hinweisung auf ein Programm, mit welchem füglich kein anderes gemeint sein kann als das des Kolonialministers Renkin, über dessen Wert wir uns in unserm ersten Artikel bereits ausgesprochen haben. Gewiß zweifelt Niemand

daran, daß es dem neuen König mit dessen Durchführung Ernst ist; um so mehr aber bezweifeln wir, daß mit diesem Programm dem Volk des Kongo aufgeholfen wird.

Zwar die belgische Presse wird nicht müde zu behaupten, es sei bereits in der Behandlung der Eingebornen eine ungeheure Besserung eingetreten, und Herr Renkin hat sogar von „herzlichen Beziehungen" zwischen den weißen Agenten und den Schwarzen erzählt. Hören wir diesem offiziellen Optimismus gegenüber, wie sich ein Freund des Volkes, der zwanzig Jahre mit ihm lebt und noch auf der Bresche steht: kein interessierter Engländer, sondern der Amerikaner Missionar Morrison, (Brief vom 27. September 1909) äußert. Er schildert neue Greuel aus dem Kasai und fährt fort:

Wie lange soll das noch dauern? Wie lange werden die eingebornen Rassen diesem Treiben widerstehen können? Ich finde nicht die mindeste Besserung unter der belgischen Verwaltung. Man sagt uns immer, man müsse eben warten, warten, warten.

Aber die Seele dieses Volks ist auf dem Punkt, hoffnungslos zertreten zu werden (is being hopelessly crushed).

Was aber das Programm des Herrn Renkin betrifft, so ist schon der Mann, dem die Aufgabe anvertraut wurde, ein Hohn auf die Hoffnungen, die man etwa darauf setzen könnte. Wenn man das System der Zwangsarbeit unter dem Vorwand der Staatsabgabe, wie es bisher im Kongo geübt wird, und wenn man die Zwangsarbeit der Eingebornen zu Gunsten konzessionierter Gesellschaften, wie sie ebenfalls im Kongo im Schwange geht, wirklich verlassen und zu einem System der freien Arbeit übergehen will, so betraut man doch nicht mit diesem großen volkswirtschaftlichen Umschwung einen Mann, der Administrator einer der Gesellschaften war, welchen das Privilegium der Verwendung der Neger zur Zwangsarbeit zusteht, und der als Justizminister in der Kammer die Opposition, welche Freiheit der Arbeit verlangte, siegreich bekämpfte. Die Gesellschaft des Herrn Renkin: Compagnie des Chemins de fer du Congo supérieur aux Grands Lacs Africains wurde am 4. Januar 1902 konzessioniert. Wie sie arbeitet, erzählt der belgische Richter Lefranc als Augenzeuge:

Ich traf in den Wäldern des Uele im Jahre 1907 Herden Eingeborner, die man mit dem Strick um den Hals zu der Eisenbahn des Grands lacs, zu den Bergwerken und sonst wohin führte. Die Maßregeln, welche der Staat für die Rekrutierung der Arbeiter anwendet, sind heute, was sie früher waren; nur haben die berühmten Reformen (von 1906 in Folge der Untersuchungskommission von 1904/5) die Sklaverei und die Zwangsarbeit zum Gesetz erhoben.

Am 31. Juli 1908 hat der Deputierte Royer in der Belgischen Kammer, als die Bedingungen der Uebernahme des Kongo durch den Staat Belgien erörtert wurden, den Zusatzartikel verlangt:

Niemand darf zur Arbeit in den vom Kongo-Staat durch Abkommen vom 4. Januar 1902 für Rechnung der Compagnie des Grands lacs ausgebeuteten Landstrichen gezwungen werden.

Herr Renkin hat erklärt, er könne diese Bestimmung nicht annehmen, und mit Stimmenmehrheit verwarf auch die gefügige Kammer Royers Antrag.

Wundert es uns noch, daß in dem Programm des Herrn Renkin kein Wort enthalten ist von allen diesen Konzessionsgesellschaften, die kraft einer ausdrücklichen Erklärung in der Kammer von den Bestimmungen des Kolonialgesetzes ausgenommen sind und mithin auf Zwangsarbeit der Eingebornen nach wie vor und für die Dauer ihrer vieljährigen Konzessionen ein anerkanntes Recht haben? Gewiß nicht.

Daß wir aber ein Programm, das eine solche Lücke enthält, das die Befreiung der Schwarzen aus ihren Fesseln gerade da ausschließt, wo sie weitaus am nötigsten gewesen wäre: nämlich im Gebiet der Gesellschaften, als etwas Illusorisches bezeichnen: wer wird es uns verargen? Wir begrüßen gewiß jeden, auch kleinen Schritt vorwärts in der Richtung der Milderung der Sklaverei am Kongo, aber wie können wir einen Reformator mit der soeben näher bezeichneten Vergangenheit Renkins unser Vertrauen schenken? Nach der neuesten Kongo-Karte von A. J. Wanters (Mouvement Géogr. 31. Oktober 1909) bestehen im belgischen Kongo von solchen Gesellschaften dermalen noch:

1. Anversoise und 2. Abir, die, wie man weiß, sich mit blutigen Greueln bedeckten, und von denen Renkin schon am 2. Februar 1908 laut verkündigte, er habe ihnen die Ausbeutung des Kautschuk verbieten müssen; was freilich nicht hindert, daß fort und fort in den Antwerpener Importlisten der Kautschuk dieser Gesellschaften figuriert: z. B. Kongo-Steamer Bruxelles ville, Ankunft 18. Oktober 1909 mit 7379 Kil. de la Société Abir.

3. Lomami, 4. Grands Lacs, 5. Busira, 6. American-Congo, 7. Comptoir commercial Congolais. Eine der schlimmsten: Kasai, wird nicht mehr genannt und scheint gänzlich im Staat Belgien aufgegangen.

Alle die genannten arbeiten halbpart für den Staat, und bilden reichlich ein Dritteil der Kolonie; alle, mit Einschluß der größten, eben der vielgenannten Compagnie des Grands Lacs, die nahe an den von Deutschland beanspruchten Kiwu-See anstößt, arbeiten nun, neben und außer dem Reformprogramm und von ihm förmlich gedeckt, in alter Weise mittelst Zwangsarbeit weiter.

Aber nicht nur, was das Programm umgeht und sorgsam vermeidet, sondern auch was es enthält, bildet Grund zur Unruhe genug. Die Zwangsarbeit wird aufrecht erhalten für alle Werke des öffentlichen Nutzens: und was kann eine Kolonie, die Geld braucht, nicht alles für ein Werk öffentlichen Nutzens erklären? Herr Renkin, der von den Grands Lacs her die Sache gewohnt ist, wird da wohl nicht allzu lange zögern: hat er doch schon einmal in der belgischen Kammer (17. März 1909) die zwangsweise Verwendung von Arbeitern für jenes Gebiet damit rechtfertigen müssen, daß die dortigen Arbeiten im öffentlichen Interesse lägen und also die Zwangsarbeit nicht in Widerspruch mit dem Kolonialgesetz stehn.

In unsern Augen benimmt deren Beibehaltung aber dem königlichen Programm seinen zivilisatorischen Wert. Oder glaubt König Albert, sein Kongovolk werde zu fröhlicher, freier Arbeit erzogen, wenn es täglich seine Söhne, Gatten und Väter hergeben muß zur dreijährigen Zwangsarbeit an Bahnen, Straßen, Festungen, Kanälen, Bergwerken, die nie dem Volke, sondern nur den Weißen dienen?

Richter Lefranc führt wörtlich den Bericht des Staatsanwalts-Substituten von Stanleyville an seine Oberbehörde an, der eine der Sklavenrazzien schildert, die unternommen wurden, um die Arbeiter für die Eisenbahnen der Grands Lacs einzufangen: nächtlicher Ueberfall der Dörfer durch bewaffnete Banden, Plünderung, Tötung eines Weibes, Einkerkerung der Gefangenen und schließlich deren Abführung nach den Arbeitsplätzen der Kompagnie. Natürlich: da es freiwillige Zwangsarbeit am Kongo so wenig gibt wie anderswo, so werden und müssen auch nach dem neuen Programm die Razzien in feinerer oder gröberer Weise, mit etwas mehr Heuchelei oder etwas mehr Barbarei fortdauern. Schon hat in der belgischen Kammer am 15. Dezember 1909 Renkin erklärt, er werde die neue Aushebung eines Kontingents von Arbeitern für die Grand Lacs beantragen. Es scheint uns, Herr Renkin hat so viel mit dieser Gesellschaft zu tun, daß ihn Herr Lefranc nicht ganz ohne Grund le ministre des Grands Lacs nennt.

Wie gerne hätten wir die Thronrede des Königs Albert I. als eine Garantie dafür begrüßt, daß im Loose der zertretenen Kongo-Rasse eine ganze Wendung zum Guten eingetreten sei! Wir können es mit bestem Willen nicht. Noch immer sind die Fesseln dieser Sklaven nicht gelöst.

H. Christ-Socin

Aus Luthers Römerbriefkommentar von 1515/16

8

Die Erfahrung zeigt zur Genüge: wen Gott straft, den kann Niemand heilen oder unterstützen. (II, 225)

Es ist keineswegs Sünde, wenn einer aus Furcht und Demut fromm zu Gott sprechen würde: „Was hast Du mich so gemacht?" — Ja, selbst wenn er unter der Wucht der Anfechtung lästern würde, er würde deshalb nicht zu Grunde gehen. Denn unser Gott ist kein Gott der Ungeduld und Grausamkeit, auch Gottlosen gegenüber. (II, 227)

[Zu Röm. 9, 21] Aus diesen Worten soll der Mensch seine Verdammnis erkennen und daran verzweifeln, aus eigenen Kräften selig zu werden. Der Gedanke, daß er in [und mit] Adam gefallen sei, allein läßt sonst den Menschen kalt, daher hofft er, ja maßt er sich an. durch den freien Willen sich wieder zu erheben. Hier aber lernt er, daß die Gnade ihn erweckt vor allem freien Willen und über ihm. (II, 231)

Wer nicht glaubt, geht zu Grunde. (II, 232)

Das Wort Christi kann nicht aufgenommen werden, es sei denn, daß man Allem entsagt und Alles abtut, d. h. auch die Vernunft gefangen gibt und alles Empfinden demütig unterordnet. (II, 234)

Wer an Christus glaubt, ist getrost in seinem Gewissen und gerecht, er „hat Vertrauen wie ein Löwe" [Sprüche Sal. 28, 1]. (II, 236)

Viele im ersten Eifer des Novizen stürmen zum Himmel, zur Gerechtigkeit und Weisheit im Uebereifer; der Teufel treibt dazu, damit sie, erschöpft nach dem ersten Anlauf, hernach untauglich werden, lau, schlaff zu allem Guten, sie haben sich im Anfang verspritzt wie Wasser. (II, 238)

[Zu Röm. 10, 2] Um Gott „eifern mit Verstand" heißt: immer ohne Verstand, ohne Empfinden, ohne Nachdenken indifferent sein Allem gegenüber, was nur immer gefordert wird, sei es durch Gott, sei es durch einen Menschen, sei es durch irgend eine Kreatur. (II, 239)

Wissen, daß man nichts weiß, das ist der „Verstand", nach dem man eifern muß. [Röm. 10, 2] Denn wer weiß, daß er nichts weiß, der ist milde, lenkbar, der widerstrebt nicht, ist vielmehr bereit, allen die Hand zu reichen. (II, 240)

Gott fordert nicht Größe der Werke, sondern Tod des alten Adam. Er stirbt aber nur durch den Glauben. (II, 241)

Auf die Werke blicken die ungelehrten Prediger, die das ungebildete Volk verführen, wenn sie predigen oder vorlesen von den großen Werken in den Legenden der Heiligen, sie allein dem Volke eintrichtern und herausstreichen. Wenn dann die Ungebildeten hören, daß solche Werke etwas bedeuten, sofort lassen sie alles Andere liegen und bemühen sich im Schweiße ihres Angesichtes, sie nachzuahmen. Daher kommen die vielen Verheißungen und Bewilligungen von Ablässen für den Bau und Schmuck von Gotteshäusern, für die Vermehrung des Kultus — nichts aber sorgen sie darum, was Jeder Gott schuldig ist nach seinem Beruf. (II, 243)

Und Papst und Kirchenfürsten, die so freigebig sind in ihren Ablässen für die Unterstützung der Kirchen, sind über alle Maßen grausam, wenn sie nicht Größeres oder Gleichwertiges um Gottes willen umsonst und im Hinblick auf die Seelen spenden, wo sie doch Alles umsonst empfangen haben, um es umsonst zu geben. Aber „sie sind verderbt und fluchwürdig geworden in ihrem Eifer" [Ps. 14, 1], sie sind verführt und verführen das Volk Christi fort von der wahren Gottesverehrung. (II, 243)

Deshalb dürfen Werke der Heiligen nicht „absolut" gepredigt werden, d. h. man darf sie den Menschen nicht empfehlen, damit sie dasselbe tun. Vielmehr ist der Zusatz zu machen: siehe, in seinem Stande lebt jener so und so, dir zum Exempel, damit du in deinem Stande ähnlich handelst, nicht aber, damit du dasselbe tust wie er und so deinen Stand vernachlässigst und in den Stand jenes hinüberspringst. (II, 244)

Nicht durch Geld oder Ehre kommt man zur Gerechtigkeit, wenn auch Viele heutzutage von der Zahlung von zwei Pfennigen sich den Sündenerlaß versprechen. (II. 244)

Was wird ein Stolzer sagen, der in seinem Leben Viel getan hatte, wenn Gott ihm ein Eheweib vorzieht: siehe, diese hat mir gedient nur durch ihr Kindergebären, und dieses ihr Werk ziehe ich allen deinen Werken vor und es gefällt mir!? Was wird er sagen? Denn alle Werke haben nur soviel Wert, als sie bei Gott gelten. Er aber kann das Niedrigste und Kleinste schätzen, dagegen das Größte und Meiste zurückweisen. Sollen wir also gar kein Gutes tun? Das sei ferne. Aber in Demut müssen wir es tun, dann weist Gott es nicht zurück. Wunderliche Toren sind daher die, die heutzutage, wie sie glauben, viele und große Werke auf einander häufen, in der Meinung, sie seien deshalb gut, weil sie Mühe gekostet haben, zahlreich sind und sie gut dünken. Vergeblich! Werke der Demut sind allein gut, aber die kennen sie gar nicht. (II, 253)

Wenn wir also immer Buße tun müssen, immer Sünder sind, so sind wir dennoch gerade dadurch auch gerecht und werden gerechtfertigt, teils sind wir Sünder, teils gerecht d. h. nichts Anderes als Büßer. (II, 267)

Niemand ist so gut, daß er nicht besser werden könnte, Niemand so schlecht, daß er nicht schlechter werden könnte: so geht es fort bis zum Ende unserer Tage. (II, 267)

Es ist etwas Größeres, Gott allein gefallen, als heilig sein. Denn sich selbst mißfallen und das Mißfallen Anderer nicht achten, ist das allerschwierigste für die, welche etwas besitzen, was Gefallen erwecken muß, wie die Heiligkeit. (II, 269)

W K

Literaturbriefe

26. Ein Buch aus unsrer Vergangenheit für unsre Zukunft

Wir Deutsche haben nicht das liebenswürdige Glück, freundlich beurteilt zu werden in der Welt. Wer täglich ausländische Zeitungen liest, merkt das empfindlicher, als man im Inland davon hört. Manchmal ein Ton von Furcht, seltener ein Ton von ängstlichem Respekt. Darüber geht es nie. Die offene oder schlimmere geheime Gehässigkeit ist der Durchschnitt. So wenigstens in dem uns verbündeten Italien und zwar in den sogenannt dreibundfreundlichen Zeitungen. Gewiß ist viel Neid über den Aufschwung Deutschlands dabei. Gewiß noch mehr Unverständnis. Man hat ein Recht dazu, das zu betonen, wenn beispielsweis der verhältnismäßig deutschfreundliche Corrière della Sera in der giftigen Tonart, die der Italiener stets einschlägt, wenn er von Deutschland spricht, uns darüber belehrt, daß der einzige deutsche Künstler unter den Jüngeren, der etwas zu besagen habe, Franz von Stuck sei, und daß das zwar viel für diesen Einen sei, aber wenig für das Volk, das sich „unter Anderem" vorgenommen habe, die Welt zu erobern. Wer deutsche Kunst so wenig kennt, hat ja gewiß kein Recht, über sie zu urteilen. Man kann auch darauf hinweisen, daß wenigstens Italien noch fast seine ganze Berichterstattung über Deutschland via Paris bezieht. Es ist trotz alledem bedenklich. Es fehlt die siegreiche geistige Atmosphäre, die um ein Volk her sein muß, das Anspruch auf Führung erhebt. Es ist ein unsicherer Trost, daß dieser Mangel an Vertrauen zu uns nur eine vorübergehende Begleiterscheinung unsrer neuerrungenen Machtstellung sei. Wenn gleich Etwas davon gewiß wahr ist. Es steht zu fürchten, daß man in Deutschland noch gar zu sehr unter dem Eindruck von „Blut und Eisen" lebt, und daß man unter diesem Eindruck noch zu sehr geneigt ist, bei „Weltmacht" und „Vorrangstellung" an eine Führung der Art zu denken, wie sie in alten Zeiten errungen wurde mit dem nackten Schwerte in der Faust. (Nicht natürlich. als wollte ich behaupten, daß irgend Jemand in Deutschland solche Ansprüche erhebe oder Lehren dieser Art verträte, aber die Vorstellung ist mit solchen Begleitgefühlen belastet, und das bestimmt den Ton.) Der edle Pangermanismus Björnsons (der Italiener verwechselt beständig „pangermanisch" und „alldeutsch"), dem die Zukunft des Germanentums darin liegt, daß es die sittlichen Sympathieen der Welt auf sich ziehen muß, ist noch gar zu wenig unter uns verbreitet.

Unter solchen Umständen ist es eine wirkliche Ermutigung (wenn auch eine etwas wehmütige), zu sehen, wie in früheren Zeiten das politisch so schwache Deutschland als ein Paradies von Geist und Kraft fremden Völkern vor Augen stand. Es scheint zu verbürgen, daß die Kunst, den Haß der Nachbarn auf uns zu ziehen, keine uns wesentliche Eigenschaft ist, also auch andern besseren Künsten allmählich wieder Raum geben könne.

In den Lebenserinnerungen des Norwegers Henrik Steffens kommt das zu hinreißend starkem Ausdruck. Das Original ist indessen gar zu umfangreich (zehn Bände!), und außerdem ist Steffens zu sehr spekulativer Naturphilosoph Schellingscher Schule, um in der Schlichtheit und nur das allgemein menschliche Verständnis suchenden Art von Goethes Dichtung und Wahrheit verharren zu können. Für den, der in der sonderbaren Sprache jener Philosophie zu Hause ist, werden gewiß auch diese Partieen des Steffensschen Gesamtwerkes, in denen er sich, seine Erlebnisse und seine Zeit zu verstehen sucht, Anregungen genug enthalten, für uns Uebrige bleiben sie tot.

Es ist daher zu begrüßen, daß Gundelfinger das für uns Interessanteste aus den zehn Bänden zusammenzustellen unternommen hat.*) Er hat dabei von jener Philosophie nur soviel stehen gelassen, als genügt, sie kennen zu lernen, ohne zu sehr abgeschreckt zu werden. Für Manche empfiehlt es sich vielleicht, auch diesen Rest noch zu überschlagen; denn er ist natürlich dadurch, daß er fragmentarisch ist, nicht verständlicher geworden.

Kehren wir aber zurück zu dem jungen Norweger, der im Spätherbst 1794, einundzwanzigjährig, als eine Erlösung aus schweren geistigen Wirrnissen den Entschluß faßt nach Deutschland, dem Lande seiner Sehnsucht, zu fahren. „Alles, was die Deutschen wollen, sagte ich mir, was ihre größten Geister suchen, ist auch Gegenstand deines sehnsüchtigen Strebens; du bist

*) Henrik Steffens, Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik. In Auswahl herausgegeben von Friedrich Gundelfinger. Jena, Diederichs 1908. 422 S. 6, gebunden 7,50 Mk.

hier, aber jetzt schon lebst du dort . . . Indem ich diesen Entschluß gefaßt hatte, war es mir, als wenn alles Beängstigende der Gegenwart plötzlich verschwände." Als ein Schiffbrüchiger in der Elbemündung, rettet er sein nacktes Leben in dies sein Sehnsuchtsland, um ohne Geld oder Beschäftigung entbehrungsvolle Monate in Hamburg zuzubringen. Erst sehr allmählich gelingt es ihm Fuß zu fassen. Aber seine Begeisterung ist nicht erloschen. „Kaum mag ein begeisterter Deutscher erwartungsvoller Italien oder Griechenland oder den Orient besuchen, als ich in meiner damaligen Stimmung Deutschland. Was jene suchen, ist eine erstorbene Vergangenheit, die ihnen fremd bleibt und entfernt ist, selbst wenn sie in ihrer Mitte leben. Ich suchte eine frische Zukunft, an welcher ich teilnehmen, mit welcher ich leben wollte; sie sollte mein ganzes Dasein in sich aufnehmen und in Tätigkeit setzen. Sie sollte jede Kraft aufregen und für mich, wie für die Welt, eine neue Zeit entwickelnd vorbereiten." In der Tat, wie er dann jene kleinen Nester durchzieht, Braunschweig, Wolfenbüttel, Halberstadt, Quedlinburg, um in Jena und Weimar zu landen, so betritt er sie mit einer Inbrunst, als wenn wir die Trümmer von Athen oder Olympia beträten. Dieses Land ist für ihn zugleich das Land der „warmen reichen Begeisterung", eines „Bündnisses der Geister" und einer allgemeinen „Verjüngung".

Wie reich allerdings durfte dieser Nordländer es erblicken und erleben. Man muß denken, daß so ziemlich alle die großen Männer der Zeit ihm persönlich näher traten. Ich kann es mir nicht versagen, hier eine einfache Namenliste wenn auch nur der bedeutendsten herzusetzen: Lavater, Schiller, Fichte, Schelling, Jean Paul, Jacobi, Novalis, Tieck, die Schlegel, Schleiermacher, Oehlenschläger, Alexander von Humboldt, Johannes von Müller, York, Gneisenau, Scharnhorst, Stein, Arndt, Blücher, Grimm, Arnim und Brentano, dazu die Frauen: die Rahel, die Bettina. (Zum Schluß auch noch Friedrich Wilhelm IV.) Und in der Mitte von allen und wiederum sie alle umspannend Goethes umfassender Geist, an dessen Altar zu opfern als ein Zeichen geistiger Vornehmheit galt. Alle sie und viele Andere mehr zweiter oder dritter Ordnung — wie der Phrenologe Gall oder Zacharias Werner oder der Turnvater Jahn oder der Naturphilosoph Baader und auch bedeutendere aber weniger bekannte, wie der Maler Runge, den Manche aus seinem Bilde „der Morgen" in der Jahrhundertausstellung (auch im Kunstwart abgebildet), alle aber aus den von ihm erzählten und für die Brüder Grimm aufgeschriebenen plattdeutschen Märchen vom Fischer und siner Fru und vom Machandelbom im Gedächtnis haben werden, — alle diese nicht erwähnt oder besprochen und beurteilt, sondern mit dem Verfasser in lebendigem Verkehr und als solche von Nahem und mit persönlicher Teilnahme in schlagender psychologischer Anschaulichkeit vor uns hingestellt. Für uns, für die so viele jener Namen fast schon sagenhaften Klang bekommen haben, wirkt es wie märchenhaft, wenn wir ihnen so an die Kleider streifen, wenn uns etwa Steffens mit zu einer Sylvestergesellschaft nimmt, um uns Goethe, Schiller und Schelling beim Wein zu zeigen. Es ist eine hübsche Beobachtung, wie sich die alten Herren verwandeln: Goethe heiterer und übermütiger wird, Schiller ernsthafter und zu gelehrten schweren Vorträgen geneigter, in denen er sich auch nicht stören läßt, wenn Goethe ihn durch einen geistreichen Einwurf zu verwirren sucht. Wahre Kabinetstücke eindringender psychologischer Nachgestaltung, wie die Schilderung des persönlich so schwächlichen Helden-Schilderers Johannes von Müller und seines tragischen Ausgangs, oder Gneisenaus: „die stille Demut seines Wesens hatte etwas unwiderstehlich Gebietendes an sich, auch in geistiger Hinsicht, sodaß das Unverständige in seiner Nähe sich nicht auszusprechen wagte." Oder Yorks und seines geheimnisvollen Jugendschicksals: Steffens unterrichtete eine Zeitlang seinen Sohn und zeichnet den Vater als den anschaulichen Typus eines großen Befehlenden, dessen strenge und harte Verordnungen doch immer den Eindruck einer Naturgewalt und eben dadurch das festeste Vertrauen, ja eine „tiefe, innige Einheit des Gehorsams und der stolzen Freiheit" erwecken. Und besonders eindringlich die Schilderung des Malers Runge: „Novalis lebte in einer reichen Mythenwelt, wie sie sich geschichtlich gestaltet hatte, er lebte forschend, grübelnd, bildend in ihr und sprach aus ihr heraus. Hier aber (in Runge) glaubte ich das Mythen erzeugende Organ inmitten einer kalt reflektierten Zeit unmittelbar wahrzunehmen." (In diesem Zusammenhang seine Bemerkungen über Mythos, Religion, Kunst!) Auch von Schleiermacher eine köstliche Episode! Ueberall der Eindruck quellenden neuen Lebens! Welch ein Reichtum: man wird neidisch auf dieses Deutschland, diese Heimat der Geister.

Doch tauchen hinter diesem allen auch schon die beiden Kräfte auf, die das alles unterdrücken sollten: die neuen naturwissenschaftlich-technischen Studien und die Politik. Es ist interessant zu sehen, wie diese beiden Mächte damals aussahen und welchen Eindruck sie auf den empfänglichen und so ganz von der Größe dieses älteren Deutschlands erfüllten Geist des Norwegers ausübten. Die Politik und ihre Bedeutung tritt ihm zum ersten Male in einer lebendigen Empfindung entgegen, als er in Berlin durch die breiten graden rechtwinkligen Straßen geht. Er fühlt sich zum ersten Mal in seinem Leben „von den großen Formen der europäischen Geschichte ergriffen" und es kommt ihm vor, als ob das, worin und wofür er bis jetzt gelebt hat, „doch nur von den Größeren geduldet würde, diesen preisgegeben wäre und kein selbständiges Dasein erlangen könnte. Ich fühlte mich durch diese fremde drohende Gewalt beengt; Alles schien mir so kalt, so starr": es zieht ihn an und erschreckt ihn. Steffens ergab sich dieser Macht dann doch glühender als viele Geburtsdeutsche. Prächtig die Episode, als er in Breslau für sich allein „den Krieg zu erklären" beschließt und das durch eine Universitäts-Vorlesung über die Lage ins Werk setzt. (Er macht die Befreiungskriege in Blüchers Hauptquartier mit.) Indessen in alledem war seine politische Tätigkeit doch nur eine Folge seiner Kulturanschauung und an diese gebunden. Den Haß gegen Frankreich und seine Kultur hatte Steffens schon durch Lessings Befreiungskampf gegen den französischen Einfluß eingesogen. Wie ihm denn schwer wurde, Friedrich den Großen trotz aller Bewunderung zu würdigen, da er ihn auf der Gegenseite sah. Die Revolution hatte ihm zunächst imponiert wie Allen, dann aber, als eine unverschämte Propaganda über die Grenzen ging, um im Namen der Freiheit die Völker zu unterjochen, ihn angewidert. Recht eigentlich für seine Heiligtümer ging dieser Wahldeutsche in den Kampf, wenn er die deutsche Kultur gegen ihre gewaltsame Erdrückung verteidigen helfen wollte. Die andere Sorte Patriotismus, die, welche (zur Zeit Nationalismus genannt) nicht für die deutsche Kultur, sondern für die deutsche Beschränktheit in den Kampf zieht, schildert er in der grotesken Figur des Turnvaters Jahn, eine Schilderung, aus der folgende kleine Stelle ausgehoben sei: „Ein Kupfer von der Dresdener Madonna hing an der Ecke, und, seine Rede fortsetzend, wies er auf dieses hin. Betrachte diese Figur, sagte er, ist sie nicht mit einer durchaus verwerflichen lockenden Sinnlichkeit entworfen? Er versuchte es, mich auf einige und eben die schönsten Formen der Gestalt aufmerksam zu machen, und ich schrak vor der sinnlichen Roheit seiner Anschauung zurück."

Etwas anders stand Steffens zu den naturwissenschaftlichen und technischen Studien. Sie vertrat er von Anfang an mit und suchte sie zu fördern. Doch auch hier blieb seine Teilnahme in lebendiger Beziehung mit seinem eigentlichen Heiligtum. Wie er sich das des Näheren dachte, das wird aus den Fragmenten bei Gundelfinger nicht recht klar (ist vielleicht auch in sich nicht sehr klar). Doch betrachtet er die Naturwissenschaft als einen wünschenswerten Gegenschlag gegen die sich fast nur mit historischen Erinnerungen beschäftigende bisherige Wissenschaft, geeignet, die Menschen auf eine alle Geister durchdringende eigene Gegenwart zu führen. Eine Ansicht des allumfassenden Lebens würde hier entstehen, die es erlauben würde, das Geistige nicht als eine Reminiszenz aus früheren Jahrtausenden künstlich zu pflegen, sondern in gegenwärtiger Beziehung zum Gesamtleben stetig neu zu erzeugen. Er ahnte nicht, daß, was er sich als Nahebringung des Geistes aus der Historie in die Gegenwart hinein denken mochte, zu einer noch weiteren Entfernung ausschlagen würde, als es selbst die historische ist.

Wollen wir aber hoffen, daß die politische Entwicklung

nicht dauernd eine Schädigung unsrer Kultur bleiben soll, so wollen wir erst recht hoffen, daß das Vertrauen in die vergegenwärtigende Kraft der Naturbetrachtung nicht dauernd enttäuscht wird.

Dabei wird es ja allerdings bleiben, daß eine geistlos betrachtete Natur geistlos aussieht, und daß die prinzipiell entgeistigende Wissenschaft deshalb nur mittelbar, — mittelbar aber auch desto gewisser der Hebel für die erhoffte Zukunft sein wird. Artur Bonus

---

Die altdeutsche Malerei

200 Nachbildungen mit geschichtlicher Einführung und Erläuterungen von Ernst Heidrich. 1.—3. Tausend. Jena, Eugen Diederichs 1909. 4,50, gebunden 6 Mk. (Die Kunst in Bildern, Erster Band.)

Der, wie man weiß, sehr rührige und vornehme Verlag von Eugen Diederichs schenkt uns hiermit den ersten Band einer großen neuen, auf fünfundzwanzig Bände berechneten Kunstgeschichte in Bildern. An solchen Abbildungswerken ist nun freilich, wie der Prospekt auch im ersten Satz zugibt, durchaus kein Mangel. Prospekte pflegen goldne Berge zu versprechen. Gehen wir ihn durch und sehen zu, wieweit der vorliegende Band das Versprochene hält. Daß ein systematischer Führer durch die ganze Kunstentwicklung fehle, bei dem das Kunstwerk Hauptsache, stimmt nicht. Wir haben z. B. Dehios systematische Kunstgeschichte in Bildern (Leipzig. Seemann), haben die zahlreichen farbigen Seemannschen Abbildungen, Spemanns Museum usw. Alle diese und ähnliche Werke leiden aber an empfindlichen Mängeln, wie ich an andrer Stelle*) schon einmal mit näherer Begründung ausführte. In der Technik der Abbildungen sind diese Werke meist gut, oft vorzüglich, aber in der Auswahl sind sie schlecht, meist allzu sehr Verlegergeschäftsunternehmungen mit Spekulation auf den einseitigen und schlechten Modegeschmack des großen Publikums, auch wenn der weithin tönende Name eines berühmten Kunstgelehrten als Flagge ausgehängt wird.**) Ein besondrer, für unsre deutschen Bildungszustände wenig rühmlicher Mangel aller jener Werke ist die stiefmütterliche Behandlung grade der deutschen, unserer eigenen Kunst. Hier nun bedeutet die neue Publikation einen großen, hocherfreulichen Fortschritt.***) Diederichs hat den Mut — in Deutschland gehört dazu ja Mut — mit unserer nationalen Kunst zu beginnen. In jedem anderen Lande wäre das selbstverständlich. Der Spanier im Prado, der Franzose im Louvre, der Italiener in seinen vielen Sammlungen, der Holländer im Rijksmuseum — sie alle lernen in erster Linie ihre große nationale Kunst kennen. Nur der Deutsche denkt an seine eigne Kunst zuletzt, in Museumsankäufen, wissenschaftlichen Schriften und Vorlesungen. In ganz Deutschland gibt es kein Museum, in dem man von dem vollen Umfang und der vollen Bedeutung der deutschen Kunst eine Vorstellung bekäme. Wie kümmerlich sind die paar Kabinette und dunklen Räume im Berliner Museum, wie ist dieses ganze Kaiser Friedrich-Museum außen und innen ein Tempel der einseitigen und charakterlosen Verhimmelung der fremden italienischen Renaissance seit Burckhardt! Seit dem sechszehnten Jahrhundert, erneut seit Winckelmann und abermals erneut seit Burckhardt sind die deutschen Gebildeten geflissentlich und systematisch verbildet worden für das Sehenkönnen, das Empfindenkönnen der Größe und Eigenart ihrer eignen Kunst. Immer wieder hat man den Deutschen vorgeredet und anerzogen, nur die fremde südliche Kunst sei „schön" und groß und bedeutend, die nordische aber und besonders die deutsche sei minderwertig — nur weil sie anders ist, als diese südliche Kunst. Immer aber hat es auch Zeiten gegeben, wo ein gestärktes Nationalgefühl gegen diese Fälschung der Kunstgeschichte und der künstlerischen Werte opponiert hat: das siebzehnte Jahrhundert, der Sturm und Drang, die Romantik. Auch heute spricht sich eine Erstarkung unsres Nationalgefühls darin aus, daß wir eine neue deutsche Kultur schaffen wollen und die alte wieder verstehen und lieben und den Mut haben, laut zu sagen: Deutschland ist uns Deutschen näher als Griechenland und Rom und das Italien der Renaissance. Im Dienste dieser Bewegung, die uns wahrlich mehr Ehre macht als der oben gekennzeichnete Zustand, steht auch die Diederichssche Publikation. Dieser Band bringt die altdeutsche Malerei, zwei sollen die Bildnerei enthalten, je einer Handzeichnungen, Holzschnitt und Kupferstich.

Der Gesamtplan sieht 10 Bände Malerei vor, 6 Bände Plastik und 9 Bände Einzeldarstellungen, teils nach Stoffen, teils nach Kunstgattungen eingeteilt. Dies Verfahren halte ich nicht für glücklich. Der Prospekt nennt das eine „Entlastung" der Hauptbände von Porträts, Madonnen und Akten. Wenn aber „ein geschlossenes Bild jeder Kunstperiode" gegeben werden soll, so dürfen die Behandlungen so wichtiger künstlerischer Probleme, wie des Bildnisses und des Aktes, nicht fehlen. Und dann soll nur das weibliche „Schönheitsideal"†) gegeben werden. Warum denn nicht auch der männliche Akt, der z. B. in der Plastik wichtiger ist als der weibliche? Und speziell von der deutschen Kunst kann man niemals ein vollständiges und richtiges Bild geben, wenn man Malerei, Plastik, Handzeichnungen und Graphik auseinanderreißt. Diese erheblichen sachlichen Mängel sollten doch mindestens bei einer zweiten Auflage verbessert werden.

*) Kalender Hessen-Kunst 1906.

**) Vgl. meine Kritik der Bode-Boug'schen „Meisterwerke der Malerei" a. a. O.

***) Nur in dem trefflichen „Hausbuch deutscher Kunst" von Engels hat es einen Vorläufer.

†) Der Ausdruck klingt sehr übel nach der „Woche" und noch minderwertigeren Organen und läßt in der Behandlung einen schlimmen Dilettantismus befürchten.

Wenn der Prospekt sagt, die 5000 Abbildungen des Ganzen stellten den „eisernen Bestand" der älteren Kunstgeschichte dar, so befürchtet man, zum hundertsten Male immer wieder denselben stereotypen „berühmten" Galeriestücken begegnen und sachlich sehr Wichtiges vermissen zu sollen. Aber dieser erste Band ist nicht von dieser fatalen Art. Die meisten Resultate der jüngeren, grade in der deutschen Malerei so ergebnisreichen Forschung sind verwertet. Es beginnt mit drei dem Fachmann wohlbekannten köstlichen rheinischen Bildern vom Anfang des 15. Jahrhunderts. Dann folgen die Neuentdeckten, die selber so große Entdecker und Eroberer der Natur gewesen sind: Moser, Francke, Witz, der Wichtigste und Bedeutendste darunter, und Multscher; dazu Altbekannte, wie Lochner und der Tuchermeister. Die nächste Generation steht stärker unter niederländischem Einfluß, als diese, die eine im Wesentlichen selbständige, parallele Bewegung zu den großen Altniederländern darstellen. Herlin, Schüchlin und Schongauer sind als Maler oft überschätzt worden. Selbständiger sind wieder der Hausbuchmeister (Heinrich Lang, wie wir jetzt wissen), der Meister des köstlichen einzigartigen Gothaer Liebespaares*), der in Manchem verwandte Meister des feinen Nürnberger „Tod und Leben". Bei Zeitblom und Strigel beginnt schon die Stilisierung und damit naht die Krise. Der alemannische Oberrhein (Meister mit der Nelke, Fries) wie der österreichische Süden (Frueauf, Pacher) haben ihre besondere Entwicklung und Bedeutung. Die Nürnberger von Pleydenwurff bis zum „Meister des Peringsdörffer Altars", wie der Herausgeber vorsichtig sagt, führen hinüber zu Dürer. Dürer und Grünewald sind die stärksten Potenzen überhaupt. In ihre Jugend fällt die stärkste und gefährlichste Krise. Dürer erliegt dem zersetzenden fremden Einfluß, Grünewald nicht. Zwar steht Dürer immer wieder auf, aber er fällt auch immer wieder hin. Die organische, einheitliche Entwicklung ist zerstört, der Bruch und Riß ist da. Nur Grünewalds Werke sind nach 1494 noch ganz selbständige und rein deutsche Kunst. Mit der Aufgabe des eignen Ideals beginnt der Verfall, nicht erst nach Dürer, sondern schon bei Dürer. Die Talente geringeren Ranges fallen stark ab (Kulmbach, Schäufelein, auch Baldung und der Meister von Meßkirch, der übrigens Jörg Ziegler heißt.) Nur die „Maler" und Koloristen halten sich noch eine Weile: Deutsch in der Schweiz, die Donaugruppe Altdorfer und Huber. Cranach ist nur in Frühwerken gut. Burgkmair geht fast parallel mit Dürer. Holbein Vater ist in jungen Jahren einer der feinsten und begabtesten Künstler Deutschlands, später verfällt auch er dem fremden Einfluß und wird matt. Mit Holbein d. J. klingt es aus. Seine Kunst ist kosmopolitischer Italismus, nicht mehr deutsche Kunst.

Dieser Entwicklungsgang wird aus der vorliegenden Anordnung nicht vollkommen deutlich. Die Anordnung hätte sich von der alten konventionellen Künstlergeschichte freimachen, wirklich streng entwicklungs-geschichtlich nach dem Stil der Werke gruppieren sollen. So geht es hin und her, und ein Laie zumal sieht die Entwicklung nicht klar vor sich. Abbildung 2 steht auf einer früheren Stilstufe, als Abbildung 1, das Neapeler Bild des Witz ist doch wohl älter, als das Berliner. Die anonymen Meister von Abbildung 64 und 65 stehen auf einer älteren Stufe, als der Hausbuchmeister, Zeitblom und Strigel, von Fries, Frueauf und Pacher springt es zurück zu Pleydenwurff. An der wichtigsten Stelle, bei der großen Krise der neunziger Jahre, wird eine ganz falsche Vorstellung gegeben. Grünewald kommt entwicklungs-geschichtlich vor Dürer, denn er bleibt auf dem deutschen Boden der Spätgothik und entwickelt aus ihr organisch den nordischen Barock, während Dürer und all die Andern die Schwenkung in den Italismus machen. Wie kann man Ziegler, Baldung und Deutsch vor Grünewald anordnen, wo diese Künstler sicher jünger und von Grünewald beeinflußt waren? Wenn, wie der Prospekt sagt, „dem Beschauer die Entwicklungslinien der künstlerischen Ausdrucksweise klar vor Augen liegen" sollten, so mußte vor allem Grünewalds Entwicklung klar und richtig vor Augen geführt werden. Einmal, weil er der größte deutsche Maler ist, sodann, weil nur seine Entwicklung im 16. Jahrhundert noch eine organische und selbständige ist. Dem Herausgeber ist diese entwicklungs-geschichtlich höchst wichtige Tatsache gar nicht klar, überhaupt Grünewalds Bedeutung nicht. Er hat gegen Grünewald sogar ein ganz parteiisches Vorurteil und sucht ihn geflissentlich herabzusetzen! Davon unten. Wenn er die Frankfurter Heiligen (Abbildung 132 und 133) vor den Isenheimer Altar setzt, so folgt er kritiklos Schmids Tafelwerk. Ich werde an andrer Stelle zeigen, daß sie jünger sein müssen — so war auch die bisherige Ansetzung aller Spezialkenner. Wenn Holbeins ganzer Sebastiansaltar gebracht wurde, so hätte auch der ganze Isenheimer Altar gebracht werden können und müssen. Denn jede dieser Tafeln enthält wichtige künstlerische Eroberungen, sagt Neues und weit

*) Die Vermutung eines neuen, besser passenden Namens werde ich den Fachgenossen an anderem Ort demnächst vorzutragen haben.

*) Die kürzlich, ohne jede sachliche Begründung, von Schmid aufgestellte Behauptung, Grünewald sei erst um 1485 geboren, ist eine rein subjektive, leicht zu widerlegende Hypothese.

Wichtigeres, als Bilder von Herlin, Baldung, Cranach, Altdorfer, die gebracht werden. Das ist allerdings dem Herausgeber in seinem Parteidoktrinarismus nicht klar. Auf sein Konto kommt wohl auch diese zu kleine und ungenügende Abbildung des Kolmarer Crucifixus, obwohl das ein einzigartiges Hauptwerk der ganzen deutschen Kunstgeschichte ist. Wenn auch von noch strittigen Jugendwerken abzusehen war, so durften doch, außer den genannten Tafeln des Isenheimer Altares, nicht fehlen: die Basler Kreuzigung, die Stuppacher Madonna, die Aschaffenburger Beweinung, die Karlsruher Kreuzigung und Kreuztragung. So steht bei Grünewald nur ein Teil der Werke falsch und abrupt bei einander und die allerwichtigste Entwicklungslinie wird dem gutgläubigen Betrachter unterschlagen. „Nichts Wesentliches fehlt", sagt stolz der Prospekt. Das war wohl die Absicht des Verlegers. Der Herausgeber hat sie, wie schon das Angeführte zeigt, nicht erreicht. Am Anfang fehlt zunächst schon nicht weniger als eine ganze Schule, nämlich die westfälische. Mit ihr war überhaupt zu beginnen, denn sie ist die älteste deutsche Malerschule. Es fehlen also die Soester, Bertram von Minden, der Meister von Liesborn (einer der feinsten und selbständigsten Deutschen!), später der Kappenberger, der Schöppinger, die Dünnwegge und zuletzt die Ring. Grade bei der Fülle der Schulen und Persönlichkeiten im 14. und 15. Jahrhundert ist es notwendig, daß keine Schule und keine Individualität fehlt. Sonst ist das Gesamtbild in wesentlichen Zügen falsch. Von den Kölnern hätten wenigstens der Meister des Marienlebens, der von St. Severin und der des Thomasaltars vertreten sein müssen, später auch Bruyn noch. Am Mittelrhein fehlen der Meister der Darmstädter Passion und der des Frankfurter Crucifixus, am Oberrhein Isenmann, in Nürnberg der Meister des Imhofschen Altars. Der hochbedeutende Tuchermeister ist ganz ungenügend vertreten, während man von dem Schuster Wolgemut vier Bilder sieht. Warum fehlt das feine Nürnberger Porträt Pleydenwurffs? Der Meister von Abbildung 28 ist so wenig ein „Schwabe" wie Konrad Witz. Elsaß, Bodensee und Schweiz bilden vielmehr zusammen die alemannische Schule, die man in einem Werk über altdeutsche Malerei endlich hätte in ihre Rechte einsetzen sollen. Moser anderseits war weder in der Schweiz, noch am Bodensee tätig, sondern in Neckarschwaben. Die bairische und die tiroler Schule hätten umfassender veranschaulicht werden müssen. Auch bei Dürer ist die Auswahl z. T. wunderlich. Das feine frühe Selbstbildnis in Paris sieht man nicht, wohl aber eine Kopie (!) in London, ferner nicht die sehr charakteristisch deutschen Bildnisse eines Jünglings und des Fugger in München, eines Greises im Louvre; dafür aber zwei Werkstattbilder! Bei Baldung fehlt eins seiner besten Bilder, das Wiener Jünglingsporträt. Bei Holbein vermisse ich die entwicklungsgeschichtlich wichtige große Basler Passion und die wegen der Lichtmalerei wichtigen Freiburger Bilder.

Diese Hinweise werden auch dem Laien zeigen, daß bei einer zweiten Auflage noch manches zu verbessern bleibt, wenn die hier gegebene Gesamtanschauung von unserer deutschen Malerei richtig und vollständig sein soll. — Auf den Text gehe ich hier nicht näher ein. Er verlangt eine ausdrückliche Beleuchtung und Widerlegung an andrer Stelle. Der Text sollte nach der Absicht des Verlegers „neue Bahnen" gehen. Dieser Text tut das nicht, im Gegenteil. Es ist sehr bedauerlich, daß der Verleger bei der Wahl des Herausgebers eine so unglückliche Hand gehabt hat. Der Herausgeber Heidrich ist Wölfflinschüler. Das sagt dem Kundigen genug. Es kam grade hier darauf an, die alten fälschenden Konventionen der Wertung durch eine Methode der Wertung zu überwinden, dem deutschen Publikum seine deutsche Kunst durch eine positive Charakteristik und Analyse nahe zu bringen, sie mit eigenem Maßstab zu messen. Heidrich tut, völlig im Banne der akademisch-italistischen Konvention, das Gegenteil. Fortwährend wird mit Italien verglichen und das Deutsche bemängelt und herabgesetzt, wo und weil es anders ist. Das Resultat ist ein völliges kunstkritisches und auch historisches Zerrbild. Zumal die grade in der deutschen Kunst so wichtige malerische Auffassung und den malerischen Stil versteht die Wölfflinschule 1909 noch genau ebenso wenig, wie im 16. Jahrhundert der florentiner akademische Manierist Vasari. Künstlerparteiästhetik und aprioristischer Dogmatismus ist keine Wissenschaft. Daß so ohne Methode heute noch über deutsche Kunst geschrieben werden kann, ist kein Ruhm für unsere Kunstwissenschaft. Daß weiten Laienkreisen eine solche Darstellung in die Hände gegeben wird, ist noch schlimmer. Ein hochbedeutendes Stück nationaler Kultur wird hier von ebenderselben fremden Bildung nicht verstanden und herabgesetzt, die Schuld daran ist, daß die Deutschen seit dem 16. Jahrhundert ihrer eignen Kunst entfremdet worden sind.

Franz Bock

Verschiedenes

Kalender für 1910. Vergl. Nr. 52 des vorigen Jahrgangs.

5. Evangelischer Volksbote, Kalender des Evangelischen Bundes, 21. Jahrgang. Mit vollständigem Marktverzeichnis für ganz Deutschland in getrennten Ausgaben; mit einer Kunstbeilage und einem Wandkalender. Verlag des Evangelischen Bundes, Halle (Saale), Albrechtstraße 38. Preis 25 Pfg. 79 Seiten. — Aus der großen Fülle der Kalender, die in jedem Jahre auf den Markt geworfen werden und von denen sehr viele reine Geschäftskalender sind, sei der vorliegende wieder neben Sohnreys Dorfkalender zur Massenverbreitung in gewohnter Weise empfohlen. Er enthält diesmal auch einen uns interessierenden Aufsatz von Kirchenrat D. Meyer-Zwickau über die drei reformatorischen Kräfte, die heilige Schrift, die Vernunft und das Gewissen. Die Jahresrundschau bedauert die Zertrümmerung des Blocks durch die Konservativen. Das Inhaltsverzeichnis ist schwer zu finden.

6. Kalender des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins — Fürs Deutsche Haus, 11. Jahrgang. Mit vollständigem Marktverzeichnis, einem Wandkalender und zwei Kunstbeilagen (Schwinds „Hochzeitsreise" und „Auf der Wanderschaft"). Potsdam, Stiftungsverlag. Preis 30 Pfg. 89 Seiten. Dieser Kalender hat nicht einen so ausgesprochenen Charakter wie der Evangelische Volksbote, aber er hat diesmal seine Art doch besser herausgearbeitet als sonst. Er bringt Beiträge von Erwin Gros, K. Hesselbacher, einen Bericht über das Taubstummblindenheim in Nowawes, auch eine Jahresübersicht über die Arbeit des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins und der Frauenhilfe.

7. Neuer allgemeiner Gustav Adolf-Kalender für das evangelische Deutschland und Oesterreich-Ungarn. 27. Jahrgang. Unabhängiges Organ zur Förderung des evangelisch-christlichen Lebens und der Vaterlandsliebe. Allen Gustav Adolf-Vereinen, deren Mitgliedern und Freunden gewidmet. Begründet vom Pfarrer Emil Ohly. Reinertrag zum Teil für milde Zwecke. Verantwortlich herausgegeben von Erich Leonhardi in Dresden-Blasewitz. Mit 5 Gratis-Beilagen: 1 Bunddruckbild, 1 Wand- und 1 Taschenkalender, 1 Marktverzeichnis und 1 Musikbeilage. Verlag von Erich Leonhardi, Dresden-Blasewitz. 71 Seiten. Preis 50 Pfennige. — Der Kalender enthält nicht sehr viel, was auf die umfassende Arbeit des Gustav Adolf-Vereins in Heimat und Fremde direkt oder indirekt Bezug hätte, statt dessen einiges aus der Geschichte früherer Jahrhunderte: aus dem Ordenslande Ostpreußen, aus dem Leben Gustav Adolfs, des großen Kurfürsten und der Königin Luise. Die Bilder entsprechen nicht den heutigen künstlerischen Anforderungen. Im übrigen sind die Geschichten gut, die zahlreichen Anzeigen einwandfrei.

8. Gemeinschafts-Kalender 1910, herausgegegeben vom Gemeinschaftsverein in Schleswig-Holstein. Vereinsbuchhandlung G. Ihloff und Co., Neumünster. 25 Pfg. 144 Seiten. — Ein Kalender mit den Vorzügen und Schwächen der heutigen Gemeinschaftsbewegung, wertvoll aber auch für unsere Leser deshalb, weil er auf 24 Seiten einen Bericht über Stand und Entwicklung der Gemeinschaftsbewegung in Deutschland gibt. Ohne Inhaltsverzeichnis.

Jarck

Deutsche Volksfeste und Volkssitten. Von H. S. Rehm. Aus Natur und Geisteswelt Bd. 214. Leipzig, Teubner. 1 Mk.

Nachdem man die Bedeutung der Volkskunde für das Verständnis und die Beeinflussung des religiösen Lebens erkannt hat, bedarf es keiner besonderen Begründung, warum ich dies Bändchen gerade den religiös Interessierten empfehle, als erste Einführung in das Riesengebiet der Volkskunde. Dieser Ausschnitt ist an sich besonders interessant und steht großenteils mit dem kirchlichen Leben in unmittelbarem Zusammenhang. Freilich nur eine Einführung, denn auf hundert Seiten läßt sich die Ueberfülle des Materials kaum ausbreiten, noch viel weniger aber ein Urteil über den innern Wert der einzelnen Bräuche fällen, wie das z. B. „Die Dorfkirche" an einigen Punkten umfassend und lehrreich getan hat.

Wilhelm Schubring

Die ersten Weimarer Nationalfestspiele für die deutsche Jugend. Berichte der führenden Lehrer mit Einleitung und Schlußwort, herausgegeben von Adolf Bartels. Weimar, Alex. Huschkes Nachf. 1909. 126 S. 1 Mk.

Neunzehn Berichte legen Zeugnis dafür ab, daß die Weimarer Tage, an denen der Schillerbund die Dramen-Aufführungen für die deutsche Jugend veranstaltet hat, einen starken Enthusiasmus für die Weimarer Kultur hervorgerufen hätten und deshalb in pädagogischer und nationaler Hinsicht hoch zu werten seien.

Gerhard Heine

Sieben Schwaben. Ein neues Dichterbuch. 275 S. 2,60 gebunden 3,50, auch 4 Mk. [Vgl. 1909 Nr. 44 Sp. 1051 f.]

Unterm Firnelicht. Ein Schweizer Novellenbuch. 364 S. 3,20, gebunden 4 Mk. Beide Heilbronn, Salzer 1909.

Diese beiden Bücher bilden den Anfang eines Unternehmens, das von der rührigen Verlagsbuchhandlung Eugen Salzer in Heilbronn ausgeht und in der Folgezeit das Schaffen der jungen süddeutschen Talente in Form von Sammelbänden nach Landschaften geordnet zur Anschauung zu bringen versuchen wird. Diese beiden ersten Proben lassen Gutes erwarten. Darf man auch für die Kenntnis des einzelnen Dichters von solchen Kostproben nicht allzuviel gewärtigen — wird man doch nur selten aus einem einzigen kleinen Werk Reichtum und Tiefe eines Künstlers annähernd ermessen können — so bieten solche Zusammenstellungen doch den Gewinn, das Gemeinsame, Typische ganzer Gruppen von Schaffenden einigermaßen deutlich erkennen zu lassen.

Da ist es denn für die sieben Schwaben bezeichnend, daß sie zu Beschaulichkeit, Rückblick in vergangene Zeiten, zu romantischen Träumen und Spintisieren hinneigen — ganz der Art ihres Namens und gutem altem schwäbischem Dichterbrauch folgend, daß ihre Gestalten leicht etwas Absonderliches, Weltabgewandtes haben und ihr Humor dies eigentümlich still vergnügte schwäbische Insichhineinlachen besitzt, während die Schweizer derber, robuster auf das Leben losgehen, es fest bei den Hörnern packen und mit kräftigem Selbstbewußtsein neben ihm einherschreiten.

Bei ihnen, den Schweizern, spielt das Landschaftliche und Volkstümliche eine viel größere Rolle als bei den Schwaben, bei denen es mehr nur den leise angedeuteten Hintergrund abgibt. Bei den

Schwaben stehen Uhland, Moerike und Hölderlin, bei den Schweizern Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, bei Einzelnen, wie dem hochkultivierten Bernoulli, Conrad Ferdinand Meyer Gevatter.

Im Ganzen sind beide Bücher hocherfreuliche Zeugnisse einer neuen Blüte oberdeutscher Erzählerkunst. Nur wenig Minderwertiges ist unter den mitgeteilten Stücken. Das Meiste steht über dem Durchschnitt. Die Einleitungen zu beiden Bänden sind von sachkundiger Hand geschrieben. Otto Frommel

Der Schatzgräber. Eine Volkserzählung von Konrad Fischer. Gotha, E. F. Thienemann. 400 S. 4,50, geb. 5,50 M.

Der Bauernsohn. Roman von Fritz Julius Penschke. Prenzlau, A. Mieck. 188 S. Geh. 2 Mk.

Pastor Penschke hat vergessen, daß eine Erzählung etwas Andres ist als eine Predigt mit Beispielen. Daher hat er etwas Schwererträgliches geschaffen. Besser hat Fischer die Aufgabe der Volkserzählung gelöst, alles ist bei ihm um mehrere Striche möglicher, feiner und geschickter. Vor allem sind die Moralen nicht so faustdick aufgetragen. „Der Schatzgräber“ wird Benutzer von Volksbibliotheken spannend unterhalten; vor dem „Bauernsohn“ kann als vor einer mißratenen christlichen Tendenzerzählung nur um so dringender gewarnt werden, als er bereits eine regierungsseitige Empfehlung ins Feld führen kann. Schian

Hans Ulrich. Der Narr zum Briege. Zwei Novellen von Fedor Sommer. Halle a. S, Richard Mühlmann 1908. 232 S. 2,40, geb. 3,50 M.

Die erste Novelle erzählt das tragische Geschick des Wallensteinschen Generals Schaffgotsch, der 1635 enthauptet ward. Die zweite führt in den Anfang des 17. Jahrhunderts und an den schlesischen Fürstenhof Brieg. Beide schildern gewandt und gewinnen durch den geschichtlichen Hintergrund Interesse. Doch könnte die Darstellung eine straffere Gestaltung vertragen. Schian

Wintersaat. Erzählung aus den Glaubenskämpfen der Evangelischen. Von Ada Linden. 311 S. Gebunden 3 Mk. — **Von Gott zu Gott.** Einer frommen Christin Erdenwallen. Von Ottilie Bayer. 287 S. Gebunden 3 Mk. — **Frührot.** Eine Klostergeschichte aus dem Mittelalter. Von Käthe Dorn. 204 S. 2 Mk. Sämtlich Konstanz, Karl Hirsch.

Der Lindenschmied. Erzählung aus dem Spessart. Von Albrecht Thoma. Stuttgart, Steinkopf. 1909. 152 S. — **Die Strahlsunder.** Von E. Steurich. 143 S. — **Fru Gildrun.** Von Karl Spindler. 144 S. — **Unter dem großen König.** Von Adolf Neeff. 127 S. — **Rani Mohani,** eine indische Heldenfrau. Von L. Beyer. 157 S. Sämtlich Stuttgart, Steinkopf 1909. Gebunden je 1,20 Mk.

Die vorstehenden Werke gehören alle der sogenannten „christlichen“ Literatur an und können also eigentlich nicht literarisch gewertet werden. In der Gesinnung gut und brav bis zur Unnatur, möglichst einseitig in der Beurteilung anderer Anschauungen, von Charakterisierungskunst keine Spur, und die Konversation wo es irgend angeht in der Sprache Kanaans. Es ist ein Elend! Gott möge das Christentum vor seinen Freunden schützen! Am erträglichsten ist es noch, wenn geschichtliche Hintergründe da sind, wie in „Frührot“ „Die Strahlsunder“ „Wintersaat“. Für Jugend und einfache Gemüter hübsch zu lesen ist „Unter dem großen König“ und „Rani Mohani“. Hier ist das Christliche durchaus unaufdringlich und die Fabel besonders beim letzten spannend, wenn auch nicht von einem Dichter geschrieben. Für Volks- und Schulbibliotheken zu empfehlen. H Christaller

Heideschulmeister Uwe Karsten. Roman von Felicitas Rose. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. 320 S. 4 Mk.

Wahrhaftig, es gibt noch Idealismus in der Welt! Idealismus, der die Liebe für die Lösung aller Rätsel hält, der alle Klüfte überbrückt und alles Dunkel in Licht wandelt. Sonst könnte die Ursula Diewen, von der dieser Band erzählt, nicht erfunden worden sein: diese Hamburger Patriziertochter, die den armen Heideschulmeister heiratet und in kurzer Ehe mit ihm so unendlich selig wird. Sonst könnte auch dieser Schulmeister selber nicht gedichtet sein, dieser Einzige und Herrliche! Sonst wäre dies ganze Buch rein unmöglich. Schade nur, daß der Idealismus von Felicitas Rose gar zu wenig Fühlung hat mit der wirklichen Welt. Man dünkt sich im Traumland, wenn man solche Tagebuchsergüsse liest: wo ist ein so reines, so selbstloses, so unsagbar glückseliges Herz auf der Welt? Wenn Felicitas Rose, die frisch und lebhaft zu schildern, warm und innig zu erzählen weiß (freilich auch allzu wortreich zu werden in größter Gefahr ist), wenn sie lernte, ihre Ideale mit der Welt, wie sie ist, in Verbindung zu sehen, sie könnte Gutes schaffen. Realismus braucht ja nicht Pessimismus zu sein, soll es garnicht; er verträgt sich mit hohem Flug und frohem Sinn. Ohne ihn aber gehts nur im Märchen, nicht im Roman. Schian

Die Ausgrabung von Wichtern. Roman von Carl Albrecht Bernoulli. Jena, Diederichs 1909. 242 S. 3, gebunden 4 Mk.

Der durch sein „Prozeßumschlungenes“ Nietzschebuch bekannte Schweizer Bernoulli schildert uns hier, wie ein kleiner Faustus des zwanzigsten Jahrhunderts aus Hellenismus und Epikurismus erwacht zum deutschen Manne, der seine Heimat und ihre Arbeit liebt. Die Frauencharaktere sind mißglückte Schemen, mit der Tendenz, in den Liebesepisoden den Mann unter das Niveau eines darstellenswerten Sujets zu zerren, im übrigen nur die Rosen auf seinem sieghaft betretenen Wege zur Tat. Der Held selber ist in seiner mühsamen Abklärung fein und nicht ohne Wert entwickelt. J Tiedje

Einsamkeit. Roman von Ernst Zahn. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1910. 353 S. 3,50, gebunden 4,50 Mk.

„Und er sah klar die eine Gewißheit, daß jeder Mensch im Grunde keinen habe als sich selbst, und wenig, unendlich wenig von andern Menschen wisse.“ Diese pessimistische Lehre zu veranschaulichen, wird ein wirkungsfroher Pastor erfunden, der Vielen etwas sein will und es nicht vermag; denn jeder lebt sein Leben allein. Mit verstimmender Absichtlichkeit müssen vier oder fünf Fälle in seiner Gemeinde zu diesem Ergebnis führen. Ein halber Trost hinkt am Schluß unvermittelt nach. Der Roman überrascht, indem er den berühmten Schweizer Erzähler von einer neuen Seite zeigt, aber er überrascht nicht angenehm. Die Erzählung ist, ohne die Kunst der Sichtung, auf eine breite Schilderung äußerer Dinge angelegt, und bleibt bei der Darstellung des Seelischen an der Oberfläche und im allgemein Typischen. Immerhin wird eine gewisse Höhe des besseren Unterhaltungsromans festgehalten, so daß es auch diesem Werk nicht an Lesern fehlen wird. Gerhard Heine

Die Abendburg. Roman von Bruno Wille. Jena, Diederichs 1909. 524 S. 5, gebunden 6,50 Mk.

Der Schauplatz ist Magdeburg und das Riesengebirge, die Zeit der dreißigjährige Krieg, der äußere Höhepunkt die Zerstörung Magdeburgs, der innere eine mystisch gefärbte Religion des Einsseins mit der Welt:

Zu Bethlehem die Krippe
Ist jeder Herzensschrein.

Durch eine Fülle der abenteuerlichsten Abenteuer hindurch, bei denen einem Leser, der über das Vergnügen an romantischen Geschichten von heimlichen Fluchten, unterirdischen Gängen und verborgenen Schätzen hinaus ist, die Geduld ausgeht, entwickelt sich der Held zu jener Religion, aus der heraus er schließlich dichtet und predigt wie Bruno Wille. Altertümelnde Sprache neben moderner Poesie, bunte Zeitereignisse des siebzehnten Jahrhunderts neben romantisch-sentimentalen Bestandteilen bilden einen Stil, in dem diese Elemente mehr verbunden als vereinigt sind. Gerhard Heine

Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung von August Sperl. Volksausgabe in einem Band. Der Gesamtausgabe sechstes bis zehntes Tausend. C. H. Beck. München, 1908. Gebunden 6 Mk.

Das Buch ist weder neu noch den Lesern unbekannt. Nur das Gewand, in dem wir es jetzt begrüßen, ist neu. Ein Band von 586 Seiten. Die geschichtlichen Anmerkungen auf knappem Raum am Schlusse zusammengedrängt. Ausgezeichneter Druck. Starkes Papier von angenehm abgetönter Färbung. Ein ebenso schlichter wie schöner und praktischer Leinenband. Ein billiger Preis. Also eine sehr empfehlenswerte „Volksausgabe“. — Mit dieser Beschreibung des neuen Gewandes könnte ich aufhören, wenn es mir nicht am Herzen läge, dem Buch auch unter solchen, die es noch nicht kennen, neue Freunde zu werben. Es ist ja kein Roman mit psychologischen Finessen und verästelten Problemen; in großen Zügen schreitet die Handlung fort, und in großen Zügen sind die Hauptfiguren charakterisiert. So mag der moderne Kunstpsycholog nicht auf seine Rechnung kommen; der einfach und natürlich empfindende Leser fühlt sich um so mehr befriedigt. Es ist in der Dichtung genug packende dramatische Gestaltung, ernste geschichtliche Treue, Weltweisheit und Menschenkenntnis, gewinnende Kunst und sittliche Kraft, um sie auch für Anspruchsvolle zu einer genußreichen Lektüre zu machen! Schian

Rabelais, Gargantua und Pantagruel. In einer Auswahl nach der Verdeutschung von Gottlob Regis. Herausgegeben von Pfeffer. Bücher der Weisheit und Schönheit. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 180 S. Gebunden 2,50 Mk.

Als einer der reinsten Vertreter der französischen Rasse, als origineller, lebensvoller Künstler, als charakteristischer Vertreter der Renaissance des 16. Jahrhunderts ist Rabelais zu einer internationalen Bedeutung herangewachsen, so daß sich auch heute noch seine Bekanntschaft nicht nur für den Literarhistoriker verlohnt. Die vorliegende Auswahl beruht auf der anerkannten Uebertragung von Gottlob Regis (1854). Leider ist die Einführung dürftig und fehlen erklärende Anmerkungen. Gerhard Heine

Auf Erden. Ein Zeit- und Reisebuch von Alfons Paquet. Zweite Auflage. Jena, Eugen Diederichs 1908. 143 S. 4, gebunden 5,50 Mk.

Mit Paquet ists mir seltsam ergangen. Erst stutzte ich: das soll Poesie sein? Dann hielt mich unvermerkt Etwas fest, und dann war ich mitten drin im brausenden, schaffenden Großstadtmeer.

Diese Gegenständlichkeit der Sprache, diese zwingende Genauigkeit der Schilderung bannt die Bilder vor unser Auge. Es sind sprechende Kolossalgemälde; ein Biophon der Dichtung.

Fritz Philippi

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Donnerstag 20. Januar 1910 in der Aula des ehem. Friedrich-Werderschen Gymnasiums Dorotheenstraße 13/14: Christentum — Politik — Vaterland. Professor D. Scholz.

Chemnitz. Montag 17. Januar Deutscher Kaiser: Der Einfluß der Religion auf die moderne Staatenbildung. Professor Dr. Knauth-Freiberg.

Halle a. S. Mittwoch 19. Januar 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause: Können wir zum geschichtlichen Jesus ein religiöses Verhältnis gewinnen?

Leipzig. Montag 24. Januar 8 Uhr bei Kitzing und Helbig, Petersstraßenpassage: Euckens Stellung zum Religionsproblem der Gegenwart. Dr. Max Hennig.

Marburg. Dienstag 1. Februar 8 1/2 Uhr im Ritter: Probleme des geschichtlichen Religionsunterrichts. Fräulein Jahnow.

Magdeburg. Mittwoch 19. Januar 1/2 4 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstraße 1: Welche Aufgaben stellt die augenblickliche religiöse und theologische Lage dem modernen Religionslehrer in den höheren Klassen? Koppermann.

Oldenburg i. Gr. Dienstag 18. Januar 8 Uhr in der Bavaria: Galaterbrief. Fortsetzung.

Stuttgart. Montag 17. Januar 1/2 8 Uhr im Herzog Christoph: Die Religion unserer Klassiker. II. Schiller. Stadtpfarrer Dörrfuß-Neuenstein.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 1. An die Leser und Mitarbeiter (Redaktionswechsel) — Die Verhandlungen des deutschen Protestantentages — Der VIII. internationale Altkatholikentag — Aus der reformierten Kirche unter den Tschechen — Verschiedenes

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue
Berlin

Nr. 2. Kirche und Innere Mission — Wo liegt die Zukunft unserer Kirche? — Der 35. Kongreß für Innere Mission — Die Bayrische Generalsynode 1909 und ihre Bedeutung für die gegenwärtige kirchliche Lage in Bayern — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Der Oberhessische Verein für Innere Mission — Mission: Die Missionskonferenz in der Provinz Sachsen — Mancherlei

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg

Heft 12. Missionsbericht aus China. Von Pfarrer Wilhelm — Die „Angriffe“ im Ostasiatischen Loyd. Von Fink, Herausgeber des Ostasiatischen Lloyd — Literatur — Mitteilungen

Die Schriften des Alten Testaments in Auswahl

neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt
von **Greßmann, Gunkel, Haller, Hans Schmidt, Stärk** u. **Volz.**

Lieferung 3 ist soeben erschienen.

Inhalt: Geschichtsschreibung und Prophetie Israels, v. Professor Lic. Dr. Hugo Greßmann. Bogen 8—12.

Da diese Lieferung nur an Abonnenten versandt wird, bitten wir die Interessenten, die die beiden ersten Lieferungen zur Ansicht erhalten haben, bei ihrer Buchhandlung die Fortsetzung zu bestellen.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Man sucht für einen **12 jährigen** wohlerzogenen französischen **Knaben** Pension für 1—2 Sommermonate in gebildeter Familie (z. B. Pastorenfamilie) an der Nordsee, wo Bäder möglich sind und Gelegenheit wäre, deutsch zu sprechen. Offerten an **Dr. de Montet, La Tour de Peilz,** Schweiz.

Die Zustände in Nordschleswig

von

Johannes Tiedje

VIII und 135 Seiten. 1.30 Mark.

Die **Straßburger Post** schrieb unter dem 31. Dezember 1909: „In dieser aus Artikeln in der Christlichen Welt erwachsenen Broschüre werden von einem Pfarrersohn und Kandidaten der Philosophie die durch die preußische Germanisationspolitik und die alldeutschen Organisationen in der Nordmark geschaffenen Zustände einer scharfen Kritik unterzogen und schonungslos die unter religiösen wie kulturellen Gesichtspunkten gleich verhängnisvollen Früchte dieser Nationalisierungsbestrebungen gekennzeichnet. Neben Schlaikjers Hilfebriefen haben vor allem diese Artikel die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die unhaltbaren Zustände in jener Grenzprovinz gelenkt, wo nun auch die evangelischen Geistlichen sich zum Einspruch gegen das herrschende System entschlossen haben. Die Schrift ist durchzogen von warmer Liebe zu Heimat und Vaterland und aus der Empörung über die falschen nationalen Eiferer erwachsen, die das Kaiserwort „Deutschtum heißt Kultur und Freiheit für jeden“ in sein Gegenteil verkehren. In den Anmerkungen wird eine Fülle dokumentarischen Materials gegeben, das kultur- und religionspolitisch hochinteressant ist. Ueberhaupt enthält die Schrift einen wertvollen praktischen Beitrag zu vielerörterten Streitfragen wie Religion und Kultur, Politik und Moral, Staat und Nationalität und zeigt erschreckend deutlich, wie weit wir in Preußen-Deutschland von einer Ethisierung der Politik tatsächlich entfernt sind.“

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung von 1.40 Mk. direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Bekanntmachung

Pfarrstelle **Menden** (Arnsberg) 2100 S. wird 1. April frei. Gg I. Stadtschulunterricht 3 St. — 360 Mk. Dienstwohnung. Meldungen baldigst an das **Presbyterium der evangelischen Kirch-Gemeinde.**

Pfarrstellenbesetzung

An der unter unserm Patronat stehenden **St. Paulikirche** hier wird die Stelle des ersten Pfarrers durch Versetzung des bisherigen Inhabers voraussichtlich zu Ostern 1910 frei.

Die Stelle gehört zu Klasse V des § 2 des Pfarrbesoldungsgesetzes vom 26. Mai 1909. Die freie Dienstwohnung besteht aus 8 heizbaren Zimmern, Badestube und sonstigen Nebenräumen und großem Garten.

Meldungen mit Zeugnissen unter Anschluß eines Lebenslaufes sind bis spätestens **1. Februar 1910** bei uns einzureichen.

Brandenburg a. H.
den 23. Dezember 1909

Der Magistrat
Dreifert, Oberbürgermeister

Zu 2 kleinen Kindern (mit Hausarbeit) tüchtige **Helferin** gesucht, die für mindestens 2 Jahre mit nach Helsingfors (Finnland) geht. Gehaltsansprüche erbeten.

Frau Pastor Israel
Leipzig, Elsterstr. 20 III.

Collaborator (Hilfsgeistlicher) wird alsbald gesucht. Gehalt 1800 Mark. Etwaige Bewerber wollen sich unter Beigabe ihrer Zeugnisse und eines Lebenslaufes an den Unterzeichneten wenden.

Jena, den 22. Dezember 1909

Das Oberpfarramt
D. Braasch

Cand. theol. et phil., im Unterrichten erfahren, sucht zu Ostern eine Stelle als **Hauslehrer** oder als **Sekretär** oder dgl. Gefällige Offerten unter **F. T.** an den Verlag der Christlichen Welt.

Betet der **Freimaurer** auch? Niemand versäume die herrliche Antwort zu beziehen: Uraltes in dieser Form von einem Freimaurer. Hochinteressant für Menschen von heute. (1 Mk.) Voreinsendung oder durch Nachnahme durch den Verlag Buchhdlg. **R. Jordis, Nürnberg 14**

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 35

Monatschrift für Pastoraltheologie

herausg. von Prof. DDr. **Paul Wurster** (Tübingen) und Dekan **Lic. th. Rudolf Günther** (Marburg a. L.)

Jährlich 12 Hefte. Abonnementspreis Mk. 6.—.

VI. Jahrgang. Inhalt des 4. Heftes: **Der Einfluß des Kultus auf die Frömmigkeit.** (H. Greiner) — **Die „Alten“ und die „Jungen“ auf dem Stuttgarter Kongreß für Innere Mission, Oktober 1909.** (P. Wurster) — **Die Homilie.** (E. Chr. Achelis) — **Neue Gaben auf dem Gebiete religiöser Volkskunst.** (E. Sattler) — **Stephans Neueste Kirchengeschichte.** (H. Mulert) — **Aus der neuesten Literatur.** — **Aus Zeitschriften**

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 351 677 550 M. Vermögensbestand 127 050 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1908: 3 682 465 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatt Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg